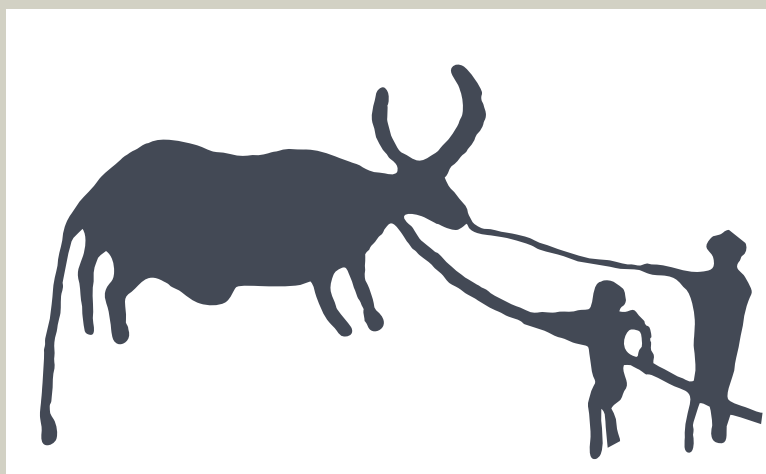


Hefte für Ostasiatische Literatur



Menschen und Tiere sind
von der Kuh geboren.
Seien wir also der Kuh dankbar
und auch der Kröte.

NOVEMBER 2022

73

HEFTE FÜR OSTASIATISCHE LITERATUR

Begründet von Wolf Baus, Volker Klöpsch,
Wolfgang Schamoni und Roland Schneider

73 / November 2022

Titelbild: Felsmalerei aus Cangyuan (Provinz Yunnan). Entstehungszeit ungewiss. Der Rezitation des in diesem Heft abgedruckten *Simganhli* geht ein Büffelopfer (su-ad mōi) voraus, wie es (vermutlich) hier dargestellt ist.

Abb. in: Han Junxue 韩军学, *Wazu cunzhai yu Wazu chuantong wenhua* 佤族村寨与佤族传统文化 (Das Awa-Dorf und die traditionelle Kultur der Awa), Chengdu 2007, S. 107.

Das Zitat ist dem in dieser Nummer abgedruckten Epos der Awa (*Simganhli*) entnommen.

Redaktionsanschriften:

Hans Kühner (China), Inzlam 1, 84573 Schönberg (hfk@posteo.de)

Thorsten Traulsen (Korea), Robertstr. 47a, 44809 Bochum (Thorsten.Traulsen@rub.de)

Asa-Bettina Wuthenow (Japan), Universität Heidelberg, CATS, Institut für Japanologie, Gebäude 4120, 2. OG, Voßstr. 2, 69115 Heidelberg (asa-bettina.wuthenow@zo.uni-heidelberg.de)

HEFTE FÜR OSTASIATISCHE LITERATUR

73 / November 2022

herausgegeben von

Hans Kühner
Thorsten Traulsen
Asa-Bettina Wuthenow

Ständige Mitarbeiter:

Wolf Baus · Hans Peter Hoffmann

Lutz Bieg · Volker Klöpsch

Thilo Diefenbach · Eduard Klopfenstein

Rebecca Ehrenwirth · Wolfgang Schamoni

Bei der Wiedergabe chinesischer Namen und Begriffe findet die Pinyin-Lautschrift Anwendung. Im japanischen Bereich wird die Hepburn-Umschrift verwendet und für das Koreanische das McCune-Reischauer-System. Namen werden grundsätzlich in ostasiatischer Reihenfolge genannt (Familienname, Vorname). Ausnahmen nur in Zitaten, Buchtiteln etc., wenn die anderslautende Schreibung vorgegeben ist.

Bestellungen über jede Buchhandlung oder direkt beim

IUDICIUM Verlag GmbH, 81377 München, Dauthendeystr. 2

E-Mail-Adresse: info@iudicium.de

Einzelheft: € 16,- (zzgl. Porto)

Jahresabonnement (= 2 Hefte): Inland € 25,50 · EU-Länder (Priority) € 30,- (incl. Porto und ges. MwSt.) · Nicht EU-Länder (Priority) € 30,- (incl. Porto, netto).

Kündigungen sind bis 6 Wochen vor Jahresende möglich.

Es gilt die Anzeigenpreisliste Nr. 11 vom 08.10.2019.

Das aktuelle Japanprogramm des IUDICIUM Verlags ist im Internet abrufbar unter der Adresse:

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISSN 0933-8721

<http://www.iudicium.de>

Bd. 73: ISBN 978-3-86205-705-4

© Das Copyright für sämtliche Übersetzungen und Beiträge liegt bei den Übersetzern und Autoren, alle anderen Rechte bei den Herausgebern.

Umschlaggestaltung (ab Heft 73): Schmid/Widmaier

VORBERMERKUNG

Von Zeit zu Zeit haben wir auch in früheren Nummern schon Texte aus der Volksliteratur, Märchen und Legenden abgedruckt. Beim *Simganhli*, dem mündlich überlieferten Epos der Awa, handelt es sich um eine außergewöhnliche Entdeckung. Das Volk der Awa (bzw. Wa 瓦, wie sie im heutigen China genannt werden), die bis in die Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts ihre archaischen Traditionen bewahrten, bewohnt das Grenzgebiet von China und Burma. Das Epos, dessen Rezitation drei Tage und drei Nächte dauern konnte (naturgemäß können wir es nur in Auszügen abdrucken), beschreibt die Erschaffung der Welt und das anfängliche gleichberechtigte Zusammenleben von Pflanzen, Tieren und Menschen. Durch ihren Fleiß und ihre kulturellen Leistungen erst differenzieren sich die Gattungen. Zunächst aber, so der Mythos, sperren die Götter die Menschen erst einmal weg, weil keiner weiß, wozu sie überhaupt taugen.

Der Text des 1707 uraufgeführten Puppenspiels des bekannten Bühnenauteurs Chikamatsu Monzaemon (1653–1725), von dem wir hier den ersten Akt abdrucken, führt in die höfische Welt Japans im neunten Jahrhundert. Wir haben uns inzwischen weit von der Harmonie der ersten Schöpfungstage entfernt. Es geht um Hofintrigen und Konflikte um die Erbfolge, die mit allen denkbaren Mitteln ausgetragen werden, um Liebe und Eifersucht. Auch Magie und übernatürliche Kräfte greifen in das Geschehen ein, und bei der Lektüre der phantasie- und humorvollen Dialoge und Erzählpassagen kann man sich leicht vorstellen, wie sich das Publikum amüsierte, aber auch vom spannenden Geschehen in seinen Bann gezogen wurde.

Noch weiter entfernen wir uns von den anfänglichen friedlichen Zuständen mit der 1950 erschienenen Erzählung »Flussufer«. Mit ihr knüpfen wir an den – leider immer noch aktuellen – thematischen Schwerpunkt der letzten Nummer an, den Krieg und seine Folgen für die Menschen. Die Autorin der Erzählung Ōta Yōko (1903–1963) gilt als eine der bedeutendsten Chronistinnen des Atombombenabwurfs auf Hiroshima am 6. August 1945. Seit 1945 beschäftigte sie sich in ihren Werken mit dem Schicksal der Opfer und den Spätfolgen der Bombardierung. Das Thema war weder in der japa-

nischen Öffentlichkeit noch bei der amerikanischen Besatzungsmacht willkommen, es drohte Zensur, und so wurde dieser Text ein Musterbeispiel für, wie es im »Nachspann« heißt, »die Kunst, über ein Tabu zu schreiben, ohne das Tabu zu benennen«. Ohne den Ort und die Zeit explizit zu erwähnen, gelingt es der Autorin, mit Andeutungen und rätselhaft erscheinenden Dialogen, Gedanken und Handlungen, die Ängste, die Beklemmung und die Traumata der Strahlenopfer zu verdeutlichen.

Mit der nächsten Geschichte, »Verloren« von Izumi Kyōka (1873–1939), springen wir fünfzig Jahre zurück in das Japan der vorletzten Jahrhundertwende, als Anonymität, Individualisierung und Konkurrenz der modernen Gesellschaft die traditionellen Strukturen und zwischenmenschlichen Beziehungen aufzulösen begannen. Die mit ihrem kargen und lakonischen Stil überraschend modern wirkende Geschichte beschreibt eine Frau und ein Kind, die beide außerhalb aller sozialen Bindungen zu stehen scheinen. Angesichts der Staatsmacht und der Masse der Passanten teilen die beiden das Gefühl, nicht dazu zu gehören, klein und machtlos zu sein. Angetrieben von ihrem Mitgefühl mit dem verlassenen Kind überwindet die Frau ihre Passivität und die Mauern zwischen den Individuen und stellt sich damit gegen die Masse der herumstehenden Gaffer. Anstatt belohnt zu werden, erntet sie Unverständnis und hämisches Lachen und erscheint so vollends ihrer Umwelt entfremdet.

Die Geschichte des Hongkonger Autors Tong Yui, »Herr Tung und Sirhan«, hat die aktuelle gesellschaftliche Atmosphäre Hongkongs und die Probleme, die durch die politische Regression, die weltweiten Migrationsbewegungen und die dadurch produzierte ethnische und kulturelle Diversität hervorgerufen werden, zum Thema. Dies jedoch nicht in einer eindimensionalen Beschreibung. Vielmehr erscheinen die Probleme und Konflikte gespiegelt im Verhalten, im Bewusstsein und im Unterbewusstsein des Protagonisten, eines Aushilfslehrers, der um seine Stellung bangen muss. Gleichzeitig, und damit gewinnt die Erzählung eine weitere historische und kulturelle Dimension, wird das Handeln der Personen in Bezug zu einer bekannten Fabel aus dem alten China gesetzt.

Den Übersetzungsteil beschließen elf »letzte Gedichte« chinesischer Dichter aus dreiundzwanzig Jahrhunderten, die, so die Hoffnung des Übersetzers, »Trost spenden« mögen und »zeitlose Einsichten versprechen«.

Ein Bericht über eine Kunstausstellung mit Japanbezug in Malaga und eine Rezension eines neu erschienenen Buchs über chinesische »Cyberlyrik« bieten weitere anregende Lektüre. Auch die üblichen Rubriken sind in dieser Nummer wieder vertreten, mit Berichten über Neues aus der chinesischen und japanischen Literatur und den Bibliographien der Neuerscheinungen, allerdings mit einer Ausnahme: Korea fehlt hier, wie auch schon im Übersetzungsteil. Dieses Versäumnis ist eigentlich unentschuldigbar. Wir bitten die Leserinnen und Leser dennoch um Verständnis. Arbeitsbelastung und nicht erteilte Zustimmung zum Abdruck sind unter anderem die Gründe hierfür. Wir werden uns bemühen, dafür zu sorgen, dass die an koreanischer Literatur Interessierten in den nächsten Nummern umso reichlicher entschädigt werden.

Zum Abschluss sei noch auf die Richtigstellung auf S. 199 zu den in der letzten Nummer abgedruckten zwei chinesischen Gedichten über Zensur hingewiesen.

Die Herausgeber

Unsere Zeitschrift ist erstmals im August 1983 erschienen. Mit der Nr. 7 vom Juni 1988 erhielt sie dann das Aussehen, das sie in den Grundzügen bis heute behalten hat. In den seither vergangenen vierunddreißig Jahren haben sich die Anschauungen über das Design von Printmedien und ihre typographische Gestaltung gewandelt. Gleichzeitig haben sich die technischen Möglichkeiten verbessert. Der Verlag und die Herausgeber sind zu der Überzeugung gelangt, dass es an der Zeit ist, die neuen Möglichkeiten auch für die HOL zu nutzen und Layout und Typografie den veränderten Ansprüchen anzupassen. Wir hoffen, dass Ihnen das neue Aussehen gefällt.

INHALT

ÜBERSETZUNGEN

Simganglih. Das Epos der Awa (Aus dem Chinesischen von Nina Richter und Ulrich Neininger)	11
Chikamatsu Monzaemon (Erster Akt aus:) Die Fischertöchter Matsukaze und Murasame – ein Spiegel der Hofgala (Aus dem Japanischen von Detlev Schauwecker)	35
Ōta Yōko Das Flussufer (Aus dem Japanischen von Marie-Christine Dreßen, David Hochmann, Michail Ketikidis und Stephan Köhn)	64
Izumi Kyōka Verloren (Aus dem Japanischen von André Böke)	93
Tong Yui Herr Tung und Sirhan (Aus dem Chinesischen von Kathrin Bode)	99
Im Angesicht des Todes. Letzte Verse chinesischer Dichter (Aus dem Chinesischen von Volker Klöpsch)	112

REZENSION

Hans Peter Hoffmann Frank Kraushaar: Fern von Geschichte und verheißungsvollen Tagen – Neoklassizistische Cyberlyrik im ChinaNetz und die Schreibweise des Lizilizilizi [2000–2020]	129
--	-----

BERICHT

Asa-Bettina Wuthenow

Übersetzung einmal anders: »Schätze auf Seide – Orientalische Träume«

137

INFORMATIONEN

Nachrichten zur Literatur aus Japan (143) – Nachrichten zur Literatur aus China (154) – Nachrichten zur Literatur aus Taiwan (157) – Neue deutschsprachige Veröffentlichungen zur japanischen Literatur (163) – Neue deutschsprachige Veröffentlichungen zur chinesischen Literatur (174)

143

Corrigendum

199

Manuskriptrichtlinien

200

Simanglih. Das Epos der Awa

Die ersten zwölf Abschnitte

Lih und Run lebten allein in einer leeren Welt und überlegten, wie sie die Leere um sich herum füllen könnten. Da beschlossen sie Himmel und Erde zu erschaffen.

Ihr Meißel ging *dingdang, dingdang*, und im Nu waren Himmel und Erde fertig. Aber wie hässlich sah der Himmel aus! Wie der Rücken einer Kröte voller Runzeln und Warzen. Lih streckte den Arm aus und polierte das Himmelsgewölbe, dass es glatt und glänzend wurde wie ein Fischbauch. Weil nun der Himmel ebenmäßig, aber noch immer öde war, schuf Lih die Sonne, den Mond und die Sterne. Unterdessen häufte Run das Erdreich zu hohen Bergen auf und formte Schluchten und Gebirgskämme, Wasserläufe und Flusstäler, bis die Erde in ihrem Auf und Ab den Buckeln der Schönechse glich. Dann ließ sie Blumen und Gräser und Bäume und Büsche wachsen und bevölkerte die Berge und Täler mit den Landtieren, die Bäche, Flüsse und Teiche mit den Fischen, und die Luft mit den Vögeln.

Die Erde, die Tiere und die Pflanzen waren erschaffen. Lih und Run ruhten sich aus und betrachteten ihr Werk. Da schien es ihnen, als fehle noch etwas. Sie überlegten hin und her. Eigentlich hatten sie doch schon alles, den Hahn, der morgens krächte und alle Schläfer wachrief, das Glühwürmchen, die Bäume, die Gräser, die Zikade, den Bären, die fleißige Biene und das Schuppentier in seinem gepanzerten Kleid.

Ein Geschöpf, das auf zwei Beinen gehen kann, ohne Federn und ohne Fell, das könnte noch fehlen. Sie überlegten hin und her und befahlen dann Ehrwürden Neung die Menschen zu schaffen.

Wisst ihr nicht wer Ehrwürden Neung ist?

Ehrwürden Neung war so riesig, dass sein Körper das Land der Awa zur Hälfte überwölbte. Stand er in Gaeng Mïex, reichten seine Hände bis nach Gaeng Liam, und kam er nach Yaong Soi konnte er sich in Simoung Sang eine Mango vom Baum pflücken. Er aß zu einer Mahlzeit drei Fuder Hirse und legte mit einem Schritt tausend Meilen zurück. Um einen Elefanten in die Höhe zu heben, genügte ihm der kleine Finger, und ein Baumstamm, der zehn starken Kerlen zu schwer war, diente ihm als Ohrpflock. Wo er

zum ersten Mal den Fuß aufsetzte, entstand die Ebene von Gaeng Miex, und als er mit den nächsten Schritten Hügel um Hügel plattdrückte, hinterließ er die Ebenen von Yaong Soi, Simoung Sang und Gaeng Liam.

Um die neuen Geschöpfe zu zeugen, spuckte Ehrwürden Neung auf die Erde. Aus der Spucke entstanden die Menschen.

2.

Als Amgoui, die Tochter unserer Urmutter, ein junges Mädchen war, kam Frau Wasserbüffel sie besuchen.

Nachdem sie einander nach dem Wohlbefinden gefragt hatten, sagte Frau Wasserbüffel liebevoll:

»Oh Goui, oh Goui, kleine Gouigoui, zart wie die Blütenblätter des Schimabaums bist du, Amgoui.

Denkst du schon an Kinder? Nur wer von Ehrwürden Neungs Spucke isst, kann Kinder bekommen.

Auf der ganzen Welt ist er der Tüchtigste.

Er ist der Stärkste,

Er hat das größte Wissen.

Ich alte Wasserbüffelfrau,

Kann durch den Fluss schwimmen und den hohen Berg besteigen,

In meine Hörner haben sich schon viele Jahre eingekerbt,

Und mein Bauch hat schon viele Töchter geboren.

Ich bin stark,

Vor ihm aber bin ich schwach.

Alle Vierfüßler sind durch seinen Schweiß groß geworden, niemand kann ihn übertreffen!

3.

Als Ehrwürden Neung ihnen die Menschen vorführte, waren Lih und Run unzufrieden. Ein Geschöpf auf zwei Beinen, das sich so langsam fortbewegt, das nicht richtig klettern, nur kurz unter Wasser tauchen, kaum schwimmen und nicht fliegen kann, was soll einer damit anfan-

gen? So brachten sie die Menschen erst einmal nach Yanghwe und sperrten sie in eine Höhle, die sie mit einem großen, steinernen Tor verschlossen.

Da saßen nun die Menschen eingesperrt, ohne je die Sonne oder den Mond zu sehen und langweilten sich. Sie hockten im Dunkeln, brüteten vor sich hin und litten sehr unter ihrer Gefangenschaft. Immer wieder warfen sie sich gegen das Steintor, schlugen und traten dagegen – das Tor bebte, aber es bewegte sich keinen Fingerbreit.

Eines Tages pickte ein Kammhuhn vor der Felshöhle nach Körnern, als es plötzlich ein Grollen hörte, wie von einem weit entfernten Unwetter. Auch bebte die Felswand ein wenig. Darüber sprach das Huhn mit seinem Freund, dem Kuckuck. Eine Felswand, die bebte? Beide meinten, hier ginge etwas Seltsames vor, zumal sie nun auch Laute hörten, die ihnen unbekannt waren. Sie holten den Drongo herbei, von dem es hieß, er könne alle Sprachen sprechen.

Verständig hob der Drongo den Kopf und lauschte den Geräuschen nach.

So sprach keine Biene,

Und so sprach keine Ziege,

So sprach keine Ente,

Und so sprach kein Rabe.

So sprach kein Baum,

Und so sprach keine Blume.

Lange verharrte der Drongo vor dem Felsen,

Um schließlich zu verkünden:

Unbekannte Geschöpfe sind das, eingesperrt hinter einem Felsentor.

Der Drongo flog über die Berge und Wälder um den Blumen und den Gräsern, den Vögeln am Himmel und den Tieren auf der Erde von der Seltsamkeit zu berichten. Alle eilten herbei und versammelten sich vor der Felswand.

Während sie aufgereggt durcheinanderriefen, blieb nur die Ratte gelassen, lief vor der Wand auf und ab, schnüffelte und scharfte einmal hier und einmal da, bis sie plötzlich einen Spalt entdeckte, um dann zu verkünden: »Das ist ein Steintor, das eine Höhle verschließt.«

Das Huhn rief nun aufgereggt: »Vielleicht wollen da welche aus der Höhle hinaus. Denen sollten wir doch helfen!«

»Da sind die Menschen drin«, sagte die Ratte.

»Woher«, fragte das Huhn, »weißt du das denn wieder?«

»Das weiß ich eben!«, antwortete die Ratte, die stolz darauf war, klüger zu sein als andere.

Sofort waren Pflanzen und Tiere uneins. Soll man den Menschen heraushelfen? Und was soll man tun, wenn sie herausgekommen sind?

»Lasst sie nur nicht raus! Wenn ihr sie befreit, werden sie uns fällen«, sagten die Bäume und drohten: »Sollen sie sich doch herausrauben! Dann werden wir umstürzen und sie erschlagen.«

Auch der Tiger wollte, dass die Menschen in der Höhle eingesperrt bleiben. »Vielleicht«, so überlegte er, »sind sie stärker als ich. Wer weiß! Alle fürchten sich vor mir; ich aber fürchte mich vor niemandem. Sind die Menschen erst mal frei, wollen sie gewiss die Herren sein, und dann werden sie mich jagen. Sie nehmen die Erde in Besitz, und ich, der Tiger, muss mich vor ihnen tief in den Wald flüchten. Soweit darf es nicht kommen! Also lege ich mich auf die Lauer, um, gleich wenn sie aus der Höhle ans Licht treten, einen nach dem anderen totzubeißen.«

Obwohl doch alle anderen dafür waren, den Menschen zu helfen, blieben die Bäume unnachgiebig. Da meinte die Spinne spöttisch: »Ihr könnt doch nicht mal mein Netz entzweireißen. Wie wollt ihr da einen Menschen erschlagen?«

Wütend forderten die Bäume die Spinne zu einem Wettstreit heraus. Sogleich zog die Spinne ihre Fäden von Ast zu Ast. Die Bäume fielen um, aber siehe da: Weil die Fäden immer länger wurden, ließ sich das Netz nicht zerreißen. So mussten schließlich auch die Bäume der Befreiung der Menschen zustimmen.

Nun sollte das Steintor geöffnet werden. Als erstes pickte das Huhn mit dem Schnabel in den Türspalt. Es pickte und pickte, bis ihm der Schnabel blutete. Aber das Tor blieb fest verschlossen. Nach dem Huhn versuchten der Kuckuck, die Krähe, der Fasan und der Pfau ihr Glück. Der Papagei und der Nashornvogel schlugen auf den Fels ein, bis ihre Schnäbel ganz krumm wurden. Selbst der Habicht, der Geier und die Eule vermochten nichts gegen den harten Stein auszurichten.

Dann begann der Specht loszuhämmern. Der Specht, meinten nun alle, das ist einer, der könnte es schaffen. Aber auch er gab bald auf, ebenso wie die Schlange, die Schildkröte und der Krebs nach ihm. Die

großen Tiere, das Wildschwein, der Sambar, der Wasserbüffel und das Maultier und selbst der Bär mit seinen gewaltigen Tatzen erreichten nichts.

Alle Hoffnungen richteten sich nun auf den Elefanten. Mit seiner mächtigen Stirn, hieß es, kann der gewiss die Tür eindrücken. Der Elefant senkte den Kopf, stampfte los und stemmte sich mit aller Kraft gegen den Stein. Aber vergeblich. Nun waren alle ratlos.

Wie sie nun so ratlos vor dem Höhlentor standen, gesellte sich der Himmelsherr Mōig zu ihnen und sprach: »Ihr habt den kleinen Vogel nicht beachtet. Bittet ihn zu euch. Der kleine Vogel kann die Höhle öffnen.«

Wen meint er denn? Sie überlegten hin und her und vermissten schließlich den Kernbeißer.

Das Huhn ging auf die Suche, fand ihn und erzählte ihm, dass er dringend gebraucht würde. Der Kernbeißer suchte die Fliege auf und sagte ihr: »Der Himmelsherr sagt, ich soll die Felshöhle aufpicken. Nur du kannst mir dabei helfen.«

»Wie kann ich dir denn dabei helfen?« fragte die Fliege.

»Du spritzt bei jedem Picken einen Tropfen auf meinen Schnabel. So können wir die Höhle öffnen.«

Als der Kernbeißer und die Fliege vor der Höhle eintrafen, waren alle erstaunt: der Vogel war so schwächling, und sein gelber Schnabel war so zart – wie sollte der ein Felsentor aufsprengen können? Und was konnte die Fliege zu einer so gewaltigen Aufgabe schon beitragen?

Unbekümmert um alles Gerede flog der Kernbeißer an eine Quelle, schärfte seinen Schnabel und ließ ihn sich von der Fliege einschnüren und zubinden. So gründlich vorbereitet, begaben sie sich an die Arbeit. Es wurde einem beim Zusehen fast schwindlig, derart schnell hieb der Vogel auf die Felsentüre ein. Nach jedem Picken spritzte die Fliege auf den Schnabel, sodass der immer kühl blieb. Schließlich öffnete sich ein Spalt, und nun begannen die Eingeschlossenen, von innen her zu schieben.

Bald war der Spalt so weit, dass sich ein Mensch hindurchzwängen konnte. Wie aber sein Kopf in der Öffnung erschien, erschrakten die Tiere vor dem seltsamen Anblick und rannten weg, um das Schauspiel aus der Ferne zu beobachten. Zurück blieben nur die furchtlose Ratte und dann der Tiger, der im Dickicht neben dem Höhleneingang lauerte.

Ein Mensch kroch auf Händen und Füßen ans Licht. Bevor er sich noch aufrichten konnte, sprang der Tiger aus seinem Versteck hervor und biss ihn tot.

Blutrünstig die Zähne fletschend hockte der Tiger vor der Höhle und erwartete sein nächstes Opfer. Ein Awa steckte den Kopf aus dem Spalt, blinzelte geblendet von der so ungewohnten Sonne und sah entsetzt in den weit aufgerissenen Raubtierrachen. Plötzlich aber huschte die Ratte herbei und biss den Tiger derart fest in den Schwanz, dass er aufbrüllte, hinstürzte und erst wieder zur Besinnung kam, als die Ratte losließ. Während er sich noch am Boden wälzte, hatte sich eine ganze Gefangenschaft aus der Höhle befreien können. Benommen stand der Tiger auf, blickte umher und flüchtete beim Anblick der vielen Menschen erschrocken in den Wald.

Weil der Awa als Erster aus der Höhle herausgeschlüpft war, galt er fortan unter den Menschen als ihr ältester Bruder. Der Reihe nach folgten ihm ein Lahu, ein Dai und ein Chinese. Ihnen folgten alle Völker der Welt. Vom Aufstemmen der Tür erschöpft, ruhten sich alle erst einmal aus.

Als der Awa sich atemlos an eine Bananenstaude am Rande eines Aschefeldes lehnte, war er vom Saft der Staude bald über und über klebrig. Der Lahu, der Dai und der Chinese aber ruhten sich auf einem Baumstumpf aus. Da die Menschen noch nicht sprechen konnten, verständigten sie sich durch Zeichen.

»Setz dich doch zu uns, Bruder!«, bedeuteten sie dem erschöpften Awa.
»Du bist ja ganz bleich vor Anstrengung!«

Das wäre nicht die Anstrengung, seine Haut sei immer so weiß, meinte der Awa, gab noch ein Handzeichen, sackte zusammen und fiel ins Aschefeld.

Die anderen halfen ihm wieder auf. Nun klebte der Ruß an ihm fest, und wie sehr auch schrubbte – seine Haut blieb dunkel. Seither sind wir Awa so dunkelhäutig.

Weil die Menschen nun noch keine Heimat hatten, fragten sie den Himmelsherrn Mōig, wohin sie denn gehen sollten. Mōig wandte sich an Aiwa, unseren Urahnen: »Du bist als erster aus der Höhle gekommen und sollst der *Hüter des großen Tores* sein. Wo die Surenbäume stehen, da ist dein Zuhause.« Seither leben die Awa in den Bergen, nahe der Felsenhöhle von Yanghwe.

Nyiveng, den Ahnherrn der Lahu, schickte Mōig dahin, wo es viel Bambus gibt. Seither leben die Lahu am Berghang zwischen den Bambushainen.

Samdai, den Ahnherrn der Dai, schickte er dorthin, wo es viele Bananenstauden gibt. Seitdem wohnen die Dai in den Tälern und Ebenen.

Zu Saike, dem Ahnherrn der Chinesen, sagte Mōig: »Geh dahin, wo der Jambulbaum wächst.« Seither siedeln die Chinesen oben am Berg und unten am Fluss. Sie können überall leben.

4.

Die Menschen konnten nur summen, und ihr Summen hörte sich an als streiche ein Bogen über eine einzige Saite. Ansonsten verständigten sie sich durch Zeichen. Weil sie aber gerne Worte gehabt hätten, um einander schöne Dinge zu sagen, begaben sie sich zu Mōig. Der sollte ihnen helfen.

»Lernt von den Vögeln sprechen«, sagte Mōig, und schenkte den Chinesen einen Papagei und den Lahu eine Turteltaube. Den Dai wies er einen Hirtenstar als Lehrer zu. Den Awa aber befahl er, vom Wasserbüffel zu lernen. Deswegen klingt die Sprache der Chinesen, der Lahu und der Dai wie Vogelgezwitscher. Die Sprache der Awa hingegen klingt wie das Grunzen des Wasserbüffels.

Nun wollten die Menschen auch schreiben lernen und erbateten sich von Mōig eine Schrift. Der Himmelsherr buk aus Ruß, Leim und Sesamöl einen Tuscheziegel, fertigte aus Bambus und Hasenhaar einen Pinsel an und gab den Chinesen einen Bogen Papier, das sie mit schönen Zeichen bemalen konnten. Die Dai lehrte er mit einem Griffel Silbe um Silbe auf Palmblätter zu schreiben. Den Awa aber gab er eine Rinderhaut, auf der Platz war für all ihr Wissen. Sie machten sich auch gleich an die Arbeit, schrieben und schrieben und vergaßen darüber alles andere. Aber plötzlich wurden sie sehr hungrig und hatten nichts mehr zu essen. Da nahmen sie die Haut, kochten und aßen sie. Seither haben sie keine Schrift mehr und tragen ihr Wissen mit sich im Bauch herum.

5.

Wir wissen nicht genau warum, aber als Lih und Run ihr Werk noch einmal prüften, fürchteten sie, die Erde könne wegfliegen. Da ketteten sie Himmel und Erde so eng aneinander, dass die Elefanten gegen das Himmelsgewölbe stießen und die Vögel sich nur noch mühsam flatternd und hüpfend fortbewegen konnten. Alle jammerten und stöhnten und hatten Angst vor dem Ersticken.

So bedrängt rief unser Urahne Aiwa die Menschen und Tiere zusammen und sprach: »Um ein schönes Leben zu führen, müssen wir die Kette sprengen.« Die Versammlung stimmte ihm jubelnd zu. Die Männer schwangen ihre Langmesser, und die Tiere zeigten ihre Krallen und fletschten die Zähne. Sogleich bewegten sie sich in einem langen Zug zur Eisenkette, die am Nabel der Erde befestigt war.

Prasselnd wie die Regentropfen trafen die Langmesser auf die Kette. Die Funken flogen und erleuchteten die Gesichter der Männer. Wütend versuchten die Tiere, mit ihren Zähnen und Hörnern die Kette zu sprengen. Die Messer bekamen tiefe Scharten, die Tiere bissen sich die Zähne aus und brachen sich Hörner und Krallen ab. Die Kette aber blieb heil, und der Himmel saß weiter wie ein umgestülpter Topf fest auf der Erde. Erschöpft meinten die Menschen, so sei es wohl vom Himmel bestimmt.

Nach vielen Klagen aber hatten Lih und Run ein Einsehen, und sie befahlen Ehrwürden Neung, die Ketten zu sprengen.

Neung hieb mit seiner Axt auf die Kette ein, und als sie riss, stieg der Himmel nach oben und die Erde sank nach unten. Schwerelose Dinge schwebten zum Himmel und schwere Dinge senkten sich zur Erde hinab. Weil Himmel und Erde aber ein Ehepaar sind, weinten sie über die Trennung viele Tage lang. Aus dem Tränenstrom entstanden der Regen, die Tautropfen, die Wolken und der Nebel.

Der Himmel löste sich von der Erde und bekam, wie er hochschwebte, seltsame Risse, dass es aussah, als wollte er gleich herabstürzen. Da streckte Ehrwürden Neung die Arme aus und trug den Himmel wie einen Schirm aus Wolken durchs Land der Awa bis nach bis nach Hsipaw und Ang Vax. Weil er dabei immer hochschaute, übersah er eine Erdspalte, stolperte und fiel in die Tiefe.

Seither liegt Neung im Finstern. Manchmal fürchtet er, der herabstürzende Himmel könnte alles Leben ausgelöscht haben. Wenn er sich dabei

sorgenvoll von einer Seite zur andern wälzt, bebt die Erde. Berge erzittern, Felsen stürzen in Schluchten und Flüsse treten über die Ufer. Bringt er die Erde zum Beben, schlagen die Menschen Gongs und Trommeln, lassen Gewehrschüsse krachen und schreien und rufen. So weiß Ehrwürden Neung, dass die Menschen noch leben und er beruhigt weiterschlafen kann.

Am Anfang waren Tag und Nacht gleich. Wenn die Sonne unterging, kam auch schon der Mond zwischen den Wolken hervor, um vom Himmel herabzubrennen. Zum Kochen brauchte man nur den Topf vor die Tür zu stellen, und schon brodelte das Wasser unter der Mondhitze. Weil es immer taghell und so heiß war, fanden die Menschen keinen Schlaf. Schlaflos wälzten sie sich auf ihrer Matte, waren erschöpft und wurden krank. Als sie die Hitze nicht mehr aushielten, wandten sie sich an den Himmelsherrn. »Möig«, sagten sie, »die Sonne ist schon heiß genug, aber der Mond ist noch tausendmal heißer. Wir werden alle vor Hitze sterben.«

Möig hatte Mitleid mit den Menschen. Wie er so umherwanderte, fand er einen Banyanbaum, dessen weit ausladende Krone ein ganzes Tal überwölbte. Den nahm er und verpflanzte ihn auf den Mond. Rasch schwächte sich der Mondglanz ab, und die Hitze ließ nach. Sobald die Sonne unterging, wurde es fortan dunkel und kühl. Die Nacht brach herein, und die Menschen erfreuten sich ihres festen Schlafs.

6.

Der Mond war nun kalt. Aber ohne seine Hitze konnten die Menschen kein Essen kochen. So aßen sie alles roh und ungekocht. »Ach, hätten wir nur Feuer«, sagten sie, »dann könnten wir das Fleisch auf einem Stein braten und das Gemüse in Wasser kochen. Bitten wir doch den Donner um Feuer. Wir sollten einen Boten zu ihm schicken. Nur der Donner kann uns helfen.« Während sie sich so beratschlagten, kam eine Raupe angekrochen. Als sie hörte, dass die Menschen einen Boten brauchten, rühmte sie sich ihrer unübertrefflichen Fähigkeiten.

Leicht gelangen wir Bauchfüßler in den Himmel.
Seht dort den Kiefernbaum!
Sprach's und kroch zum Baum,

Kletterte höher und höher,
Kletterte und kletterte hoch zu den Wolken.
Kletterte hoch in den Wipfel,
Als ein jäher Windstoß sie herunterwehte.
Hart fiel sie zu Boden,
Brach sich dabei alle Glieder.
Bucklig vorwärts kriechend,
Hasst sie die Kiefer und frisst sie kahl.
Schläft vollgefressen ein
Und träumt vom Flug zum Himmel.
Im Traum wachsen ihr die Flügel, die sie beim Erwachen entfaltet.
Ohne je den Himmel zu erreichen,
Fliegt sie als Motte dorthin, wo das Feuer lodert.

Nachdem die Raupe so kläglich gescheitert war, schlug jemand vor, die Eule als Botin in den Himmel zu schicken; sie sollte den Donner um Feuer bitten. Die Eule flog los und flog und flog die ganze Nacht hindurch. Als sie des Morgens, bei der Ankunft im Himmel, sehr hungrig war, entdeckte sie einen Vorrat von getrocknetem Rattenfleisch, der dem Donner gehörte. Statt nun, wie es sich für einen gesitteten Gast gehört, eine Einladung abzuwarten, stürzte sich die Eule auf das Trockenfleisch und fraß sich voll. Den Donner empörte diese Ungezogenheit, und als die Eule ihre Bitte vortrug, ließ er sie gar nicht ausreden, schickte sie fort und sagte: »Ich versteh dein Gekrächze nicht!«

Die Eule kam zurück zu den Menschen und sagte: »Ich wollte dem Donner eure Bitte ausrichten. Aber wie ich so anfang zu reden, zeigte es sich, dass er meine Sprache nicht verstand.«

Die Menschen berieten sich, wen sie nun losschicken könnten. Den Adler? Den Sperling? Den Kranich?

Einer der Alten sprach: »Schicken wir den Drongo. Der Drongo kann in allen Sprachen sprechen. Ihn wird der Donner gewiss verstehen.«

Ein anderer aber meinte: »Wenn der Donner die Eule nicht versteht, dann versteht er gewiss überhaupt keine der Sprachen, die bei uns auf der Erde gesprochen werden.«

Schließlich riet einer: »Wir brauchen einen Boten, der sich durch die Zeichensprache verständigen kann.«

Da fiel ihnen das Glühwürmchen ein. Das Glühwürmchen ist der richtige Bote. Seine Zeichen versteht jeder, und es kommt ganz ohne Worte aus. Wenn es aufleuchtet, weiß der Donner, dass es ihn um das Feuer bittet.

Geschmeichelt vom Auftrag der Menschen flog das Glühwürmchen los. Nun gibt es aber nichts Eitleres als ein Glühwürmchen. Ungemein stolz auf sein Leuchten, tanzte es vor dem Donner herum, einmal hoch und wieder runter, einmal hierhin und einmal dahin, zog Schleifen und Spiralen und kreiste um die Nase des Donners. Dem Donner wurde schummrig vor den Augen. Schnell jagte er das Glühwürmchen fort, das nun unverrichteter Dinge zur Erde zurückkehrte.

Wir brauchen einen Boten, der höflich und bescheiden vor den Donner tritt und ihn artig um das Feuer bittet. Die Menschen dachten nach, und da fiel ihnen der Grashüpfer ein. Der Grashüpfer, der ist doch überall für sein gutes Benehmen bekannt.

Den Donner freuten die Höflichkeit des Grashüpfers und die Bescheidenheit, mit der er seine Bitte vortrug. Sogleich zeigte er ihm, wie man Feuer macht.

Zurück auf der Erde schickte der Grashüpfer die Menschen in den Wald und ließ sie trockene Holzstücke suchen. Als sie zurück waren, versammelte er alle um sich und sprach: »Schaut mal her! So müsst ihr es mit dem Holz machen!« Er rieb mit schnellen Bewegungen seine Flügel aneinander. Die Menschen ahmten ihn nach und rieben die Holzstücke aneinander, bis die Funken flogen. Fortan konnten sie Feuer entzünden.

7.

Das Gold, das Silber, und die Hirse stritten sich.

»Platz da für uns!«, riefen Gold und Silber.

»Wir sind die Herren der Welt!«

So vertrieben sie die Hirse.

Die Hirse versteckte sich empört im Wald,

Und verbarg sich erschrocken auf den Seegrund.

Die Menschen aber hungerten.

Gierig verschlangen sie die Bäume.

Gierig nagten sie an den Balken ihrer Häuser.
Gierig fraßen sie große Löcher in die Erde.
Gold und Silber, aufgestört von den Hungrigen,
Zogen sich in immer größere Tiefen zurück.
In ihr dunkles Reich.

Die Bäume wuchsen zu Wäldern heran, und die Gräser wurden zu Wiesen. Die Bäume aber trugen keine Früchte, und das Gras war dürr. Die Awa aßen Wildgemüse und Wildfrüchte. Davon war ihre Haut so gelb und runzelig wie ein verdorrtes Gemüseblatt. An manchen Tagen hatten sie kaum noch Kraft, den kleinen Finger zu bewegen.

An einem schönen, sonnigen Morgen machte der Tiger einen Spaziergang um den Teich, in dem sich das Korn versteckt hielt. Als er sein Spiegelbild im Wasser betrachtete, war er sehr zufrieden mit sich. So sieht der König der Tiere aus! Ganz wunderbar. Da bemerkte er durch sein Spiegelbild hindurch einen gelben Schimmer im Wasser. Neugierig schlich er am Ufer auf und ab und war dabei ganz aufgeregt. »Gewiss liegt da unten im Schlamm eine kostbare Perle«, dachte er. »Die Berge, die Wälder gehören mir. Also gehören mir auch der Teich und die Perle. Ich werde sie herausholen lassen.« Je mehr er darüber nachdachte, desto zufriedener war er mit seinem Entschluss. Brüllend rief er alle Tiere aus dem Wald herbei, zeigte auf das schimmernde Korn und sprach: »Wer von Euch die Perle herausfischen kann, den ernenne ich zum Vizekönig.«

Nun wetteiferten die Tiere darum, die Perle herauszufischen. Zuerst drängte der Leopard nach vorne. Er hielt sich nämlich für unvergleichlich klug und stark und war überzeugt, der einzig würdige Anwärter auf das Amt des Vizekönigs zu sein. Wie er nun mit der Tatze kräftig aufs Wasser patschte, spritzte eine Fontäne hoch zum Himmel. Dabei wirbelte er den Schlamm auf, der den Teich derart eintrübte, dass die Perle verschwand. Die Tiere standen da und starrten ins Wasser. Der Schlamm sank langsam auf den Grund, das Wasser wurde klarer, der Glanz kam zurück, und dann war auch die Perle wieder zu sehen. Nun streckte der Leopard die Tatze aus, um die Kostbarkeit mit seinen Krallen zu heben. Weil aber der Teich für ihn viel zu tief war, rührte er nur im Wasser herum. Wieder trübte sich das Wasser ein, und nach einigen weiteren Fehlschlägen gab der Leopard beschämt auf.

Unter den Zuschauern machte sich das Schwein am lautesten über die unbeholfenen Verrenkungen des Leoparden lustig. »Seht mal her«, sagte es zu den Umstehenden, »so muss man das machen!« Das Schwein wackelte mit dem Kopf, schlackerte mit den Ohren, nahm Anlauf, sprang mit einem lauten Plumps in den Teich, tauchte auf den Grund und durchwühlte mit der Schnauze den Schlamm. Das Wasser wurde dabei so trübe, dass das Schwein sich wie blind vorwärtstasten musste. Schließlich ging ihm die Luft aus. Japsend kam es an die Oberfläche, um erschöpft zurückzuschwimmen. Kaum hatte es das Ufer erreicht, wurde das schimmernde Korn im aufgeklärten Wasser wieder gut sichtbar.

Als nächster stampfte der Elefant mit großen Schritten ans Ufer, steckte seinen Rüssel ins Wasser und versuchte die Perle aus dem Teich zu saugen. Doch wie er den Rüssel durchs Wasser peitschte, gab es große Wellen und wieder entzog sich die Perle den Blicken der Zuschauer.

Der Sambar, der Rothirsch, der Fuchs, der Hase ... alle versuchten nacheinander ihr Glück. Aber alle waren erfolglos. Der Tiger stellte sich vor Wut auf die Hinterbeine, brüllte los und scharrte so wütend über den Boden, dass er mit seinen Klauen ein Loch ins Erdreich riss. Sein Gebrüll schreckte die Schlange, die gerade im Gras schlummerte, aus dem Schlaf. Sie schlängelte sich ans Teichufer, verbiss sich in ein Grasbüschel und verschaffte sich so Halt. Dann strich sie mit dem Schwanz über den Schlamm und peitschte die Perle aus dem Wasser.

Die Perle flog weit übers Ufer hinaus auf ein Feld und verschwand. Nach der Regenzeit freilich bemerkten die Menschen auf dem Feld einen Halm, der goldgelbe Körner trug. Diese Körner säten sie aus, und schon im folgenden Jahr konnten sie viele Scheffel Hirse ernten. Anfangs aßen sie die Körner roh, bis sie herausfanden, dass sie das Korn schälen, mahlen und auf dem Feuer zubereiten mussten. Seither ernähren sich die Awa von Hirse.

8.

Anfangs arbeiteten Menschen und Tiere gemeinsam auf den Feldern. Mit Händen und Füßen, Mäulern und Schnäbeln bearbeiteten sie den Boden. Als aber die Felder voller Löcher, Hügel und Furchen waren, wusste niemand mehr weiter.

»Befragen wir doch Mōig«, schlugen die Menschen vor.

»Ach, der Himmelsherr Mōig, was kann der schon wissen!« meinten da die Tiere.

Die Menschen befragten Mōig, und Mōig antwortete: »Nehmt einen Bambusstock und grabt den Boden um, dann könnt ihr das Korn aussäen.«

Nachdem das Korn ausgesät war, ging die Saat tatsächlich auf. Indes spross mit der Hirse das Unkraut aus dem Boden, und schon drohte das Unkraut die Hirse zu überwuchern. Was war da zu tun?

»Befragen wir Mōig«, schlugen die Menschen vor.

»Ach, der Himmelsherr Mōig, was kann der schon wissen!« meinten die Tiere.

Wie nun die Menschen ihn wieder befragten, antwortete Mōig: »Zupft das Unkraut aus, dann kann das Getreide wachsen.«

Unkraut zupfen? Den wilden Tieren war das zu lästig.

Als man das Unkraut gejätet hatte, wuchs das Getreide, aber es trug keine Körner. Was war da zu tun?

»Befragen wir Mōig«, schlugen die Menschen vor.

»Ach, der Himmelsherr Mōig, was kann der schon wissen!« entgegneten die Tiere.

So befragten die Menschen wieder Mōig: »Und was müssen wir jetzt tun?«

Mōig antwortete: »Wartet noch eine Weile, dann könnt ihr das reife Korn essen.«

Die Tiere freilich entgegneten: »Wir haben jetzt schon so lange gewartet. Sollen doch die Menschen das Korn essen, wir fressen Gras und wilde Früchte.«

So trennten sich die Wege der Menschen und Tiere.

Die Tiere indes litten Hunger. Immer öfter fielen sie über die Felder der Menschen her und fraßen die Ernte auf.

So kam es zum Streit. Als die Menschen sich bei ihm beklagten, entschied Mōig, dass es ihnen fortan erlaubt sein soll, Tiere zu jagen und ihr Fleisch zu essen.

Seither gehen die Menschen auf die Jagd. Erlegen sie ein Tier, schneiden sie ihm ein Stück Fleisch ab, um es Mōig zu opfern.

Anfangs konnten die Menschen keine Waffen herstellen. Jung und Alt, Männer wie Frauen trieben die Tiere vor sich her, um sie dann einzukrei-

sen, bis sie erschöpft in einem immer kleiner werdenden Ring gefangen waren.

Die Männer jagten mit Steinen und Knüppeln. Sie erschlugen ihre Beute. Die Frauen hingegen stülpten den erschöpften Tieren ihre Taschen über den Kopf, banden sie an ihre Gürtel und führten sie mit sich nach Hause.

Die Frauen fütterten die Hühner und die Schweine und versorgten die Rinder im Stall und hatten damit bald soviel Arbeit, dass sie nicht mehr hinaus in die Wälder ziehen konnten. Bald gingen dann nur noch die Männer auf die Jagd.

Nur mit Steinen und Knüppeln bewaffnet, lebten die Menschen stets in Furcht vor Raubtieren. Adler stürzten sich auf spielende Kinder, rissen sie hoch und trugen sie im Schnabel fort. Tiger streiften durch die Dörfer und zertrümmerten ihre Beute zwischen den Zähnen aus den Hütten. So wurden die Menschen weniger und die wilden Tiere wurden immer mehr.

In einem halb verödeten Dorf hatte der Waisenjunge Sai einen Traum. Mōig wies ihn an, aus dem Holz des Orchideenbaumes einen Bogen zu machen.

Sai folgte den Anweisungen, ging in den Wald, suchte nach dem Baum, fällte ihn, spaltete den Stamm und schnitt sich aus dem Holz einen Pfeil und einen Bogen zurecht. Dann flocht er aus einer Liane eine Schnur.

Sein Heimweg führte über einen Hügel, auf dem der Tiger zwischen den Felsen eine Höhle hatte. Der Tiger lag träge im Felsschatten. Er hob langsam den Kopf, verwundert, dass ein Mensch sich in seine Nähe wagte. Wo die Menschen ihn doch sonst so fürchteten! Sie flüchteten schon, wenn sie in der Ferne sein Brüllen hörten. Nun aber kam dieser kleine Kerl direkt auf ihn zu und hielt einen von einer Schnur seltsam gebogenen Stock in der Hand. Auch führte er ein dünnes gerades Stöckchen mit sich.

Der Junge kam näher und näher. Unwirsch erhob sich der Tiger, duckte sich und setzte zum Sprung an. Da aber hatte Sai den Bogen schon gespannt. Wie das Raubtier auf ihn zusprang, schoss er ihm einen Pfeil in den weit aufgerissenen Rachen, sodass es zu Boden stürzte und verendete. Der Junge schleifte den toten Tiger ins Dorf, wo alle die kühne Tat bewunderten und rühmten. Fortan lernten die Menschen, Pfeil und Bogen zu gebrauchen.

Einst ließ der Bläser es Tag um Tag heftig stürmen.
 Unter seiner Wildheit litten alle Geschöpfe.
 Klagend traten sie vor Ehrwürden Neung.
 »Ehrwürdiger Neung hilf uns!«
 Als Neung von den zahllosen Klagen die Ohren dröhnten.
 Befahl er dem Bläser sich zu mäßigen.
 Der Bläser aber weigerte sich trotzig.
 Trotzig brüllte und schrie er lauter als zuvor:
 »Frei bin ich und niemand untertan!«
 Da trat Ehrwürden Neung jählings gegen des Bläasers Bauch.
 Aus dem Bauch spritzte eine Fontäne,
 Huahualala, floss das Wasser ohne Unterlass heraus.
 Lachend aber sprach der Bläser:
 »Meine Fluten sind hundertmal stärker als meine Stürme,
 Wasser und Feuer sind ohne Mitleid,
 Wer mich aufhalten will, den fege ich fort aus dieser Welt!«
 Die Fluten füllten die Täler,
 Das Wasser stieg bis zu den Berggipfeln,
 Die Wellen schlugen zum blauen Himmel hoch,
 Zahllose Geschöpfe ertranken,
 Die Vögel hatten zwar Flügel.
 Doch wohin fliegen?
 Die Fische konnten zwar schwimmen.
 Doch wohin den Fluten folgen?

Als die Flut hereinbrach, verwandelte sich Mōig in eine Kröte. Das reißen-
 de Wasser überschwemmte die Täler und brachte die Berghänge ins Rut-
 schen. Die Menschen wussten vor Schrecken nicht, was tun und flohen in
 alle vier Himmelsrichtungen. Die Kröte wäre in dem Getümmel fast zu
 Tode getreten worden. Nur der Waisenjunge Daraigam hatte Mitleid mit
 ihr, hob sie vorsichtig auf und setzte sie an einem sicheren Ort ab und trös-
 tete sie, sie solle hier in Ruhe ihre Verletzungen kurieren.

Da sprach Mōig: »Ich bin auf die Erde gekommen, um einen guten Men-
 schen zu finden, einen Menschen voller Mitgefühl und Achtung vor dem

Leben. Durch dich soll eine neue Menschheit geboren werden. Meine Junge, du musst nicht mehr fliehen, du wirst diese Aufgabe erfüllen. Die Welt wird bald unter einer Flut versinken. Beschaff dir ein Boot und rette dich!«

Daraigam ging betrübt nach Hause. Woher sollte er hier weit oben in den Bergen ein Boot nehmen? Die Sorge lastete schwer wie ein Stein auf seinem Herzen.

Bald fing es auch schon an zu regnen. Als er vor die Tür trat, war es als stünde er unter einem gewaltigen Sturzbach. Wie ihm nun das Wasser bis zu den Knöcheln reichte, und er ganz verzweifelt war, kam die Kröte angehüpft und rief: »Schnell, Daraigam, schnell, dreh den Schweinetrog um!«

Wirklich ließ sich der hölzerne Trog gut als Boot nutzen. Eilig holte Daraigam seine kleine Kuh von der Weide, um sie vor der Flut zu retten. Auch die Kröte fand noch einen Platz im Trog.

Das Wasser strömte durch die Türen und hatte bald die Hausdächer erreicht. So verschwanden erst die Dörfer, dann die Wälder, und schließlich wurden auch noch die höchsten Berge überflutet.

Die drei Geretteten trieben in ihrem Holztrog auf einer endlosen Wasserfläche. Nach hundert Tagen aber ließ der Regen nach. Bald fiel kein Tropfen mehr, und schon ragte der erste Berggipfel aus der Flut. Das Wasser sank und sank, bis es sich ganz zurückzog und wie zuvor dem Lauf der Bäche und Flüsse folgte. Die Kröte hieß den Jungen, die Samen auszusäen. Und der kahlen, öden Erde zeigte sich wieder zartes Grün, bald wuchsen wieder Bäume, Blumen und Gräser und alles war voller Leben. Die Welt war wie früher, nur ohne Menschen.

So war Daraigam ganz einsam, und wie er auch Ausschau hielt, er fand keine Frau. Er wanderte herum, suchte auf den Bergen und in den Tälern, aber alle Suche blieb vergebens. Ohne eine Frau und Kinder würde die Erde für immer menschenleer bleiben.

Als er wieder einmal traurig über seine Einsamkeit nachdachte, kam die Kröte herbeigehüpft, deutete auf die Kuh und sprach: »Nimm doch sie zur Frau. Ihr werdet Kinder haben und die Erde bevölkern.«

Daraigam besann sich und schlug der Kuh vor, eine Familie zu gründen. Der Kuh gefiel dieser Vorschlag, und so willigte sie erfreut ein. Es dauerte freilich noch ein paar Jahre bis sie schwanger und ihr Bauch beängstigend dick wurde. Sie wälzte sich tagelang vor Schmerzen hin und her. Dann aber kam die Stunde der Niederkunft, und so merkwürdig es klingen

mag: Die Kuh gebar keinen Menschen und gebar auch keine Kuh. Sie gebar einen faustgroßen Kürbiskern.

Daraigam war enttäuscht. Er wollte einen Nachkommen, und nun hatte er nur einen Kürbiskern. Wieder kam die Kröte angehüpft, um ihn zu trösten: »Gräm dich nicht, Daraigam! Lass dich nicht entmutigen. Geh morgen in aller Frühe aufs Feld, grab ein Saatloch und leg den Kern hinein!« Daraigam folgte ihrem Rat, und nach ein paar Tagen wuchsen zwei lange Schösslinge, dick und fest wie ein Arm, aus dem Boden. Eine Ranke wuchs nach Norden, die andere nach Süden. Sie wuchsen über Berg und Tal und setzten wunderbar duftende Blüten an.

Zur Zeit der Reife wanderte Daraigam ungeduldig der nördlichen Ranke entlang, um nach Früchten Ausschau zu halten. Er kam ans Ende der Ranke, fand aber nichts. Aber als er drei Tage und drei Nächte nach Süden wanderte und nach Simgang kam, sah er, dass die Ranke einen Flaschenkürbis trug, der noch grün, aber schon groß wie ein Berg war.

Nun wartete er gespannt ab, und schaute jeden Tag nach dem Kürbis, der allmählich gelb wurde. Einmal stand er davor und freute sich an dem schönen Wuchs, als er Geräusche hörte. Da waren ein Lachen und ein Geschrei, und wenn er sein Ohr an die Schale presste, konnte er sogar hören, wie sich Leute unterhielten.

Was war da zu tun? Er lief schnell zur Kröte und fragte sie um Rat.

Nach einigem Überlegen antwortete sie: »Schärfe dein Langmesser, hol kräftig aus und teile den Kürbis in zwei Hälften. Dann können die Menschen und die Tiere heraus.«

Daraigam schulterte sein Langmesser und zog los. Als er, bevor er zum Schlag ausholte, mit der Klinge über die die Schale strich, hörte er ein klägliches Rufen: »Schlag nicht zu, denn ich bin hier!« Darauf setzte er das Messer an einer anderen Stelle an. Aber wo er auch ansetzte, immer rief jemand: »Schlag nicht zu, denn hier bin ich.« Daraigam brachte es nicht übers Herz, den Kürbis zu zerteilen und kehrte unverrichteter Dinge nach Hause zurück.

Er erzählte diese merkwürdige Geschichte der Kröte. Die Kröte überlegte noch einmal und antwortete dann: »Wenn du den Kürbis mit dem Langmesser zerteilst, ist es nicht zu vermeiden, dass jemand stirbt oder verletzt wird. Daraigam, schlag mit aller Kraft den Kürbis entzwei!«

Also ging Daraigam wieder zum Kürbis, schwang das Messer, schloss beide Augen und schlug mit aller Kraft auf den Kürbis ein, der unter lautem Krachen aufsprang.

Wie viele Menschen und Tiere stiegen da nacheinander aus der Frucht! Nach den Menschen kamen der Tiger, die Katze, der Bär. Immer weiter bis der Kürbis leer war.

Es gab dabei auch Verletzte und sogar Tote. Als Erster wurde der Mensch verletzt. Er drängelte sich nach vorne und dabei wurde sein Schwanz abgehackt. Seitdem haben die Menschen keinen Schwanz mehr. Dann der Elefant! Der Elefant hatte ursprünglich sehr schöne Hörner, aber sie wurden ihm abgehackt. Das Huhn verlor seine Brüste und dem Krebs wurde der Kopf abgeschlagen, sodass er kopflos ist und nur noch seitwärts gehen kann. Der Schlange fehlen seither die vier Beine, sodass sie sich nur noch schlängelnd fortbewegen kann.

Nachdem die Menschen und Tiere aus dem Kürbis gekommen waren, wurde die einst stille Welt lebendig. Die Menschen wurden von Tag zu Tag mehr und auch die Tiere vermehrten sich schnell. Menschen oder Tiere wurden von der Kuh geboren. Seien wir also der Kuh und auch der Kröte dankbar.

10.

Krido, unser erster Stammesführer, heiratete die schöne Potuo. Als Potuo nicht schwanger wurde, riet sie ihrem Mann einen Waisenjungen aufzunehmen. So kam Ailang in die Familie. Der Junge war klug und geschickt, und alle hatten ihn gern.

Eines Tages wanderte Krido fort, um Handel zu treiben. Er blieb viele Jahre in der Fremde. Unterdessen wuchs sein Ziehsohn zu einem schönen jungen Mann heran, der stark war wie ein Büffel und alle Mädchen im Dorf betörte.

Aber auch Potuo geriet in seinen Bann. Als sie einmal auf der Veranda des Hauses saß und nähte, ließ sie absichtlich die Nadel durch eine Ritze fallen. »Bring mir die Nadel zurück«, bat sie. Ailang stieg gehorsam hinunter und suchte eifrig den Boden zwischen den Pfählen ab. So sehr er auch suchte, er fand die Nadel nicht. Da öffnete Potuo eine

Luke in der Veranda und rief: »Ich zeig dir, wo du suchen musst. Schau her!« Und schon kniete sie mit gespreizten Schenkeln über die Bretteröffnung und fragte lachend: »Siehst du die Nadel jetzt?« Dabei fasste sie sich an den Schlitz und zog ihn weit auseinander.

Ailang wandte sich verwirrt ab und wagte nicht mehr nach oben zu schauen. Das Bild aber ging ihm nicht mehr aus dem Kopf und so stieg er nach oben und schlief mit seiner Ziehmutter. Darüber empörte sich Mōig und strafte Potuo mit einem schrecklichen Fieber.

In der Nacht als Potuo vom Fieber gepeinigt darniederlag, hatte Krido, der sich in einem weit entfernten Dorf aufhielt, einen Traum. Eine Holztrommel rief unentwegt seinen Namen: »Krido, dong dong, dong! Krido, dong dong, dong!« Vom Schlag der Trommel erwacht, erhob er sich unruhig. Voller Sorge, seine Familie könnte in Gefahr sein, wanderte er bei Sonnenaufgang nach Hause.

Zuhause fand er Potuo schwerkrank vor. Sogleich suchte er die Wahrsagerin auf, mit der Bitte das Hühnerknochenorakel zu befragen.

Die Wahrsagerin sprach: »Als du fort warst, hat sich die Stütze deines Hauses verbogen. Geh und schlag sie durch! So wird Potuo wieder gesund werden.«

Krido eilte nach Hause und schlug den Stützpfeiler durch. Das Haus stürzte zusammen, aber Potuo war immer noch krank.

Als Krido nun wieder die Wahrsagerin aufsuchte, lachte die ihn aus und sagte: »Krido, Krido, was bist denn für ein Dummkopf! Auf welcher Stütze ruht dein Haus?«

Da erst verstand Krido. Die Wahrsagerin aber sagte: »Geh in die Berge, fälle einen Baum und bau dir eine Holztrommel. Vom Schall der Trommel wird Potuo wieder gesund.«

Krido stieg auf den Berg, fällte einen Baum, schälte die Rinde ab, hieb den Stamm zurecht, glättete das Holz und machte daraus eine Trommel. Die Trommel aber blieb stumm. Nun fällte er einen Baum nach dem anderen, aber alle Trommeln, die er daraus schnitzte blieben stumm.

Als Krido wieder die Wahrsagerin aufsuchte, um ihren Rat zu erbitten, antwortete sie: »Mōig will, dass die Holztrommel einen Schlitz bekommt, der geformt ist wie die Scheide deiner Frau. Schlag dann dem Ailang, deinem Ziehsohn, den Kopf ab, und opfere seinen Kopf der Trommel. So wird die Trommel laut schallen.«

Obwohl Krido nun wusste, was vorgefallen war, liebte er seine Frau noch immer. Auch sein Ziehsohn war ihm ans Herz gewachsen. Schweren Herzens enthauptete er ihn.

Nachdem er den Kopf des Ziehsohns geopfert hatte, höhnte er wieder einen Stamm aus und formte dabei einen Schlitz, der dem Schlitz zwischen Potuos Beinen glich. Nun ertönte bei jedem Trommelschlag ein klarer Laut. *Dong, dong, dong*, hallte die Trommel in den Bergen wieder, und Potuo erholte sich von ihrer Krankheit. Seitdem gibt es den Brauch, einen Baum für die Holztrommel zu fällen und ihr einen Menschenkopf als Opfer zu bringen.

11.

Einst rief die Ehrwürdige Mutter Doung ihre Söhne zu sich, um ihnen die Riten der Awa zu lehren.

Bedächtig belehrte sie
Ai Jang, den Älteren, den Aufmerksamen
Und Nyī Jo, den Jüngeren, den Achtlosen.
Beschwerlich fand der Jüngere das Zuhören.
Ermattet von den Unterweisungen,
Taumelnd vor Müdigkeit
Setzte Nyī Jo sich auf einen eisernen Topf,
Der eben glühend vom Feuer kam.
Jammernd, mit rot verbranntem Hintern,
Flüchtete er sich auf einen Baum.
Dort oben aber fand er sich frei.
Ein rotärschiger, haariger Affe,
Ungebunden vom Regelwerk der Awa.
Da sprach Mutter Doung zu Ai Jang:
»Jang, ach Jang, dein Bruder ist weggelaufen.
Wer kein Mensch mehr sein will,
Der ist nicht aufzuhalten.«

Nachdem sie sich getrennt hatten, zogen die Tiere in den Wald, und die Menschen bearbeiteten die Felder. Einmal aber bekam ein Ehepaar vier ungemein faule und nichtsnutzige Kinder. Die Eltern waren fleißig, aber die Kin-

der wollten weder auf dem Feld, noch im Haus arbeiten. Die Söhne gingen nicht zur Jagd, und die Mädchen webten nicht und kochten nicht. An Sonnentagen legten sie sich zu viert in den Schatten eines großen Baumes und ließen sich von den Vögeln in den Schlaf singen. An Regentagen streckten sie sich auf ihren Matten aus und hörten dem Plätschern des Wassers zu.

Die Söhne fanden keine Frau, die Töchter kriegten keinen Mann, und die Familie wurde immer ärmer. So sagten eines Tages die Eltern zu ihren Kindern: »Unsere Vorräte sind fast aufgebraucht, und was wir täglich heimbringen, reicht kaum noch für uns beide. Ihr seid nun erwachsen und müsst für euch selber sorgen. Nehmt also jeder ein Langmesser, geht in den Wald, rodet einen Flecken Land und legt ein Hirsefeld an. Eure Hände werden schwierig, aber nur so bekommt ihr genug zu essen.«

Was soll man da machen? Sie wanderten seufzend zum Dorf hinaus, geradewegs dem Wald zu. Jeder Schritt fiel ihnen schwer. Wie steil doch dieser Berg war! Der Schweiß rann ihnen über die Stirn, und als sie den Waldrand erreichten, waren sie schon so erschöpft, dass sie sich erst einmal in den Schatten hockten. Und weil es so angenehm kühl war, schliefen sie sogleich ein. Als sie erwachten, stand die rote Sonne schon tief am Himmel.

»Bald wird es dunkel sein. Jetzt lohnt es nicht mehr aufzustehen«, sagten sie sich, blieben liegen und schliefen weiter.

Am Morgen sagte der Älteste: »Ach, was für ein hartes Schicksal haben wir Menschen doch! Wie anstrengend es doch ist, genug Essen zu beschaffen. Da gehen wir in der Frühe mit der Hacke aufs Feld, um mit gebeugtem Rücken die Erdkrume zu zerkleinern. Und wenn uns dann der Rücken und die Arme schmerzen und die Hände rissig sind, beginnen wir mit der Aussaat. Nach dem Pflanzen müssen wir Unkraut jäten, ernten und die Ernte ins Dorf tragen. Auf dem Dorfplatz müssen wir dreschen und worfeln. Und bevor wir schließlich essen können, müssen wir zu Hause Feuer machen und kochen. Welche furchtbaren Anstrengungen für ein paar karge Mahlzeiten!« Der Älteste sprach seinen Geschwistern aus dem Herzen. Sie nickten zustimmend. Der Zweitälteste meinte: »Wie frei und unbeschwert leben doch die Eichhörnchen und die Vögel. Wenn sie essen wollen, essen sie, wenn sie spielen wollen, spielen sie, wenn sie schlafen wollen, schlafen sie. Wir hingegen leben ohne satt zu werden und finden nicht genug Schlaf. Ach, wenn wir doch nur zu Eichhörnchen werden könnten. Die

Dritte antwortete: Lasst und doch einfach für immer im Wald bleiben. Und die Vierte sagte: »Richtig! Wir werden ein unbeschwertes Leben wie die Eichhörnchen führen.« Ja, stimmten die anderen im Chor ein. Seitdem lebten sie im Wald, tranken Quellwasser, schliefen in Berghöhlen und ernährten sich von wilden Früchten. Mit der Zeit wuchs ihnen ein Schwanz, und die Arme wurden länger und länger. So kamen die Affen in die Welt.

12.

Mōig verwahrte einst den Reichtum in einer großen Schachtel. »Wenn ich nun«, dachte er, »den Reichtum so nach und nach verschenke, gibt es gewiss Streit. Dann schreien die einen, die anderen bekämen zu viel, und die anderen beschwerten sich, sie bekämen zu wenig. Am besten, ich teile alles auf einmal aus.« So ließ er überall verkünden: »In drei Tagen verteilt Mōig den Reichtum. Kommt alle! Vergesst aber nicht, ein Gefäß mitzubringen, um euren Anteil wegzutragen.«

Am dritten Tag bei Sonnenaufgang schleppten die Chinesen eine große Holzkiste an, um sich ihren Anteil abzuholen. Die Kiste war aus dicken Brettern gezimmert, mit Eisenbändern beschlagen und mit einem schweren Deckel zu verschließen. Kaum waren die Chinesen fort, erschienen die Dai und füllten ihren Anteil in eine Schultertasche. Nach den Dai kamen die Lahu, die ihren Reichtum, bedeckt von einem Bananenblatt, im Tragekorb mit nach Hause nahmen.

Die Awa hatten des Abends fröhlich gefeiert und am Morgen ganz vergessen, dass Mōig sie erwartete. Als es ihnen dann wieder einfiel, war es schon recht spät. Sie rannten los, und merkten erst unterwegs, dass sie ja gar kein Gefäß hatten, in dem sie ihren Reichtum hätten transportieren können. Da sahen sie ein Bambusrohr am Weg liegen. Das müsste gehen, sagten sie sich, hoben den Bambus vom Boden auf und eilten weiter.

Mōig war schon ungeduldig. Er hatte nun den Reichtum gerecht aufgeteilt, und nun wartete er nur noch auf die Awa. Die kamen schließlich ganz außer Atem angerannt, um ihren Reichtum hastig in das Bambusrohr zu füllen. In der Eile merkten sie indes nicht, dass der Boden des Rohrs von Termiten weggefressen war. Erst zu Hause entdeckten sie, dass das Rohr leer und ihr ganzer Reichtum wieder verschwunden war.

Die Chinesen haben ihren Reichtum in einer eisenbeschlagenen, fest verriegelten Truhe gesichert. Auch die Dai konnten ihren Reichtum in ihren Schultertaschen bis heute bewahren. Die Lahu trugen ihren Reichtum im Korb weg, und manchmal verschwindet ein wenig davon durch die Ritzen des Geflechts. Nur die Awa haben gleich alles verloren und leben seit jeher in Armut.

*Aus dem Chinesischen übersetzt und bearbeitet
von Nina Richter und Ulrich Neining*

Im Grenzgebiet von China und Burma bewohnen die Awa (oder Wa 佤族) ihr eigenes Reich der Mitte. Als zu Anfang der Schöpfung die Menschen aus der Höhle, in die sie die Götter gesperrt hatten, befreit wurden, verstreuten sich die Völker über die Welt. Nur die Awa blieben als Wächter der Höhle am Ursprungsort der Menschheit.

Die Awa, die zu den austroasiatischen Altvölkern zählen, bewahrten bis in die Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts eine Reihe archaischer Traditionen. Die Tradition der Kopfjagd vor allem machte sie zu gefürchteten und weitgehend isolierten Nachbarn. Da auch ihre Dörfer oft in Furcht voreinander lebten und der kulturelle Austausch unter der Abgrenzung litt, entstanden zahlreiche regionale Versionen des *Simganhli*. Der Moba (Orakelpriester) spricht den Text. Singt er aber eine Passage, wird er von Musikern auf der Maultrommel, der Bambusflöte, der Mundorgel begleitet.

Das Epos beginnt mit der Erschaffung der Welt und berichtet vom Zusammenleben von Pflanzen, Tieren und Menschen, die zunächst durchaus gleichrangig erscheinen. Erst durch Fleiß und ihre kulturellen Leistungen können sich die Menschen von ihren Mitgeschöpfen absetzen. Erzählfaden ist die Ahnenlinie, die von den Ureltern über alle namentlich genannten Vorfahren bis in die Gegenwart reicht.

1956 wurde das *Simganhli* von einer Gruppe chinesischer Ethnologen aufgezeichnet. Der Vortrag von Ai Sao, des seinerzeit berühmtesten Erzählers, zog sich über drei Tage und drei Nächte hin. Ausschnitte aus dem Epos wurden in chinesischer Übersetzung als Prosastücke (故事 *gushi*) in Zeitschriften und Sammelwerken veröffentlicht, gefolgt von Aufzeichnungen verschiedener Versionen des Urtextes. 2009 veröffentlichte Sui Ga, ein Moba und Kulturfunktionär der Awa, erstmals eine (chinesische) Fassung in gebundener Sprache.

Bi Dengcheng, Sui Ga, 毕登程, 隋嘎 (Hg.), 司岗里: 佤族创世史诗, *Simganhli. Das Schöpfungsepos der Awa*, Kunming [云南人民出版社] 2009.

Für unsere deutsche Übersetzung und Bearbeitung, von der wir hier den Anfang vorlegen, haben wir eine Reihe (chinesischer) Textversionen herangezogen. Den Hauptteil geben wir in einer Prosafassung wieder. Vom Rhythmus des Originals beeinflusst sind die lyrischen Einschübe.

Chikamatsu Monzaemon

**(Erster Akt aus):
Die Fischerstöchter Matsukaze und Murasame –
ein Spiegel der Hofgala**

Vorwort zur Übersetzung

Das Jōruri-Puppenspiel¹ über die Fischerstöchter Matsukaze und Murasame, die hoffähig werden, ist eines der Historiendramen des prominenten Bühnenauteurs Chikamatsu Monzaemon (1653–1725) aus seiner mittleren Schaffensphase (Uraufführung 1707 in Ōsaka). Der erste Akt des Fünfaktlers sei hier vorgestellt.

Der Titel verweist mit dem Namen »Matsukaze« auf ein gleichnamiges mittelalterliches Nō von Zeami über die unsterbliche Liebe der Heldin, die mit ihrer jüngeren Schwester Murasame noch als unerlöster Totengeist der versprochenen Rückkehr des geliebten Hofmanns harrt. Die beiden Schwestern bei Chikamatsu, eher Töchter der Gassen Ōsakas, denen das Theaterpublikum entstammte, fordern zu Lebzeiten ihre Liebe zu dem Galan energisch und mit Witz ein.

Die Rahmenhandlung: Chikamatsu skizziert einen Zusammenstoß zwischen Hochadel und zwielichtigen Gestalten um einen enterbten Kronprinzen des neunten Jahrhunderts, der schließlich unterliegt. Historische Vorlage war der Zwischenfall der Jōwa-Ära *Jōwa no hen* 承和の変 (842). Die frei gestaltete Handlung ist mit vertrauten Dichterfürsten und Mythengestalten angereichert, Magie und göttliches Eingreifen sorgen für weitere Überraschungen, in denen Phantasie, Erfindungsreichtum und nicht zuletzt der Humor des Dramatikers zu Wort kommen. Das

¹ *Ningyō jōruri* 人形浄瑠璃 (monodischer Vortrag nach Jōruri-Weise mit Puppenspiel, heute Bunraku), ein poetischer Erzähltext, der am Bühnenrand, in Begleitung des Saiteninstruments *shamisen* 三味線, von einem Vortragskünstler *tayū* 大夫 intoniert vorgetragen wird, während die Spieler der – damals noch einfachen – Puppen stumm auf offener Bühne agieren. – Eine Wiederaufführung des vorliegenden Stücks fand, abgesehen von mehrfacher Aufführung der stückabschließenden Nō-Burleske im 20. Jahrhundert, nicht statt.

eigentliche Stückanliegen kreist um Liebe, Eifersucht und die Überwindung der Eifersucht.

Der Übersetzung schließt sich ein Ausblick auf die Handlung des gesamten Stückes an. Eine Übersetzung des zweiten Akts ist für kommendes Jahr geplant. Der dritte Akt liegt in deutscher Übersetzung vor.²

Mir schien der vorliegende Anfangsakt für eine Übersetzung reizvoll, einmal weil die Szenenfolge, mit wunderlichen Überraschungen versetzt, im zügigen Wechsel³ unterhaltsam am Auge der Leserin und des Lesers vorüberzieht; wenn wiederholt gesagt wird, erst Chikamatsu habe in dem Bühnengenre die Heiterkeit zur Entfaltung gebracht,⁴ so trifft dies im lebhaften Maß für vorliegendes Stück mit eingestreuten Humoresken zu. Zum anderen nimmt die Exposition des Stückthemas, Liebe und Eifersucht, in dem Akt bereits hohe dramatische Fahrt auf. – Zum genannten Stückthema tritt im ersten Akt das Thema der Mutter-Kind-Liebe.

Einige Hinweise zur Übersetzung: Einleitende Angaben zu Ort, Zeit und Personen des Stückes sowie die Einfügungen in eckigen Klammern im Haupttext sind Ergänzungen des Übersetzers. Das Ende eines Aufzugs oder einer größeren Szene, bei der Aufführung durch Stimmführung im Vortrag verdeutlicht, *sanjū* 三重, ist durch eine Leerzeile gekennzeichnet.

Das Gewebe aus Anspielung und Wortspielen, zu dem sich der originale Text vor allem in seinen lyrischen Passagen verdichtet, ist im Kommentar vereinzelt angesprochen. Auf das locker gewahrte Silben-Versmaß des Originals; zwischen fünf und sieben Silben alternierend, wurde verzichtet, die Notation⁵ ist nicht wiedergegeben; Poesie- und Tonkunst des Werks sind daher nur eingeschränkt bzw. nicht berücksichtigt.

² In: *Japonica Humboldtiana*, Vol. 23, 2021.

³ Statt der üblichen zwei oder drei längeren Aufzüge hat der Akt vier kürzere Aufzüge, zudem eine singspielhafte Einlage (»Antritt der Ammen«, wohl in langsamer Tanzbewegung der Puppen vorgetragen).

⁴ Siehe Han Kyonja 韓京子: *Chikamatsu jidai-jōruri no sekai* (Die Welt der Historien-dramen Chikamatsus). Tōkyō: Perikan sha 2019, S. 41ff (*Kokkei no shūko*, Idee des Komischen).

⁵ Vermerke entlang des originalen Librettotexts kennzeichnen im Vortragsfluss, der von Wort zu Wort ausgeprägt artikuliert fortschreitet, modifizierte Vortragsweisen, zwischen dialogisch-dramatischem und lyrisch-melodiehaftem Stil, ferner Hervorhebungen einzelner Ausdrücke, szenische Schlussfiguren und mehr.

Die Fischerstöchter Matsukaze und Murasame – ein Spiegel der Hofgala

Erster Akt

Ort: Die Kaiserstadt Kyōto und Umgebung; die Halbinsel Wakayama

Zeit: Neuntes Jahrhundert

Auftretende Personen:⁶

Ariwara no Yukihiro, kaiserlicher Kabinettsrat, Dichter

Tsukasa no mae, seine Gemahlin

Matsukaze, seine frühere Geliebte, eine Fischerstochter

Herr von Muster, sein Hofmeister

Henjō, Reichsbischof, Abt, Dichter

Gōjaku, enterbter Kronprinz des vormaligen Herrschers im Mönchsstand,
Reichsvikar

⁶ **Ariwara no Yukihiro** 在原行平 historisch: (818–893), kaiserlicher Enkel, in hohen Hofämtern, Dichter, vorübergehende Arrestzeit in Suma. – **Reichsbischof Henjō** 僧正遍照, historisch: (816–890), ein Kaiserenkel, in hohen Hofämtern, Dichter, später Abt (eines Tendai-Tempels). Zu dem Amt des »**Reichsbischof**«: vom Hof nominiertes ranghoher Geistlicher, meist aus dem Hochadel, der gegenüber dem Staat höchster Verantwortlicher für Klerus und Gemeinde war. – **Herr von Brustschreck**, Ban no Kowamune 伴の健宗; historisch: Tomo no Kowamine 伴健岑, Leibwache des – enterbten – Kronprinzen Tsunesada (825–884). – **Reichsvikar Gōjaku** 僧都恒寂, historisch: »**Gōjaku**« ist der Mönchsname des vorgenannten enterbten Kronprinzen Tsunesada; angeklagt eines zu seinen Gunsten geplanten Staatsstreichs, zusammen mit der genannten prominenten Leibwache und dem Provinzgouverneur Tachibana no Hayanari. (Im Stück: Chihaya no Hayanari 千劍の速勢, als **Herr von Tausendschwert** übersetzt.) Die Anklage und massenhafte Aburteilung Adelliger war, aus heutiger historischer Sicht, ein erfolgreicher Coup der Fujiwara-Sippe, zur Macht zu gelangen. Im Stück ist sein damaliges Oberhaupt erwähnt: **Fujiwara no Fuyutsugu** 藤原冬嗣 (775–826); ein Mittel hierzu, die Heiratspolitik, ist im Stück durch die Erwähnung der jungen Kaisermutter aus dem **Fujiwara**-Geschlecht angedeutet. – **Urashima Tarō** 浦島太郎, die **Meesprinzeßin** (eigentlich »Drachenpalast-Prinzeßin«, *ryūgū otohime* 竜宮乙姫 u.Ä.), Gestalten aus dem ostasiatischen Mythen- oder Märchenkreis, seit dem 8. Jahrhundert in japanischen Quellen.

Junker von Wuchkraut zu Blumenstätt, Bruder der Gemahlin Yukihiras,
ein Tunichtgut
Herr von Brustschreck, Offizier der Hofgendarmerie.
Herr von Tausendschwert, sein Mitstreiter
Urashima Tarō, ein junger Fischer
Die Meeresprinzessin
Beider Sohn
Hofdamen, Ammenanwärterinnen, Soldaten, Fischer.

Erster Akt

Die Zeiten der Glückseligen gehen heiter dahin – weshalb sollten sie den Winter verabschieden, dem Lenz nachzueilen! Und dem hohen Herrscher kam es, wenn er in der Sommerresidenz Chang sheng dian weilte, das ist »Palais Ewiger Jugend«, nicht in den Sinn, das Haus der Königlichen Mutter im Paradies der Unsterblichen aufzusuchen.⁷ So auch Seine Majestät damals, Thronfolger unseres Reiches nach über mehr als fünfzig Generationen, ein weiser König, welchen der Himmel formte, ein erleuchteter Herrscher, welcher der Erde kündet. Daher war im Reich kein Winkel, wo nicht der Untertan zu ihm aufschaute.

Unter seinen zahlreichen Frauen, die ihm zu Diensten standen, war, von holdem Reize und in Purpur gekleidet, eine Tochter der Sippe der Fujiwara, welche dem Sonnenherrscher glücklich einen Sohn des Himmels gebar. Auf die Feierlichkeiten am Gebärdhaus, die Pfeilabschüsse in vier Himmelsrichtungen und die Glückwünsche zur siebten Nacht, sollte heute, zu dem einhundertundzwanzigsten Tage, dem Ende der unreinen Zeit der Mutter, die erste Wallfahrt des Neugeborenen sein. Sie war nach Sakamoto geplant, zum Hiyoshischrein am Fuße des Berg Hiei, vor allem für ein

⁷ Der einleitende erste Satz zitiert den prominenten sungzeitlichen Dichter Su Dongpo (1037–1101), siehe *Wenyuange Siku quanshu* 文淵閣四庫全書, Bd. 1108, S.796. Der zweite Satz zitiert den tangzeitlichen Dichter Yang Heng 楊衡 mit seinem Gedicht *Shangyang Chunci* 上陽春辭; das Zitat findet sich auch in der japanischen Anthologie *Waka rōei shū* 和漢朗詠集 (frühes 11. Jahrhundert; siehe: Kitamura Kigin 北村季吟 (Kommentator): *Wakan rōei shū chū* 和漢朗詠集註, Rolle 8, Seite 17b und 18a. Digital über die Waseda-Universitätsbibliothek einsehbar.

Bittgebet der Mutterseite an die dort verehrte Berggottheit, Sannō, zum glücklichen Gedeihen der Thronherrschaft.⁸ Zur Kronprinzenname hatte das Kaiserhaus die Gemahlin des kaiserlichen Kabinettsrats Ariwara no Yukihira gewählt, Tsukasa no mae, siebzehnjährig und mit der Milchbrust erster Niederkunft, gut von Stand, von Naturell und die Brust stets prall, wenn sie den Kleinen wieder anlegte. Die Wahl hatte auch bei Hofe Zustimmung gefunden.

Mit dem Kronprinzen im Arm, ließ sie sich in der brokatausgeschlagenen Kalesche nieder, welche Hofleute zogen. Voran ritt die kaiserliche Garde, Angehörige des höchsten Adels. Yukihira war als Gemahl der Prinzenname zum Erzieher bestimmt worden und zur Sicherheit des Kindes heute in der Nähe. Mit dem buddhistischen Segenszuspruch war der Abt des Gangyōji-Tempels beauftragt, Reichsbischof Henjō. Nach altem Brauch schritt er dem Prinzengefährt voran, streute Gold- und Silbermünzen aus, dazu Reis. Entlang dem See mit seinem weißen Wellengischt dahinziehend, traf die Schar schließlich am Schrein Hiyoshi ein.

Der Kronprinz war angehalten, erstmals vor den Göttern die Stimme zu erheben. Yukihira brachte Weihzettel dar, bittend, dass die himmlische Gottheit in dem Prinzen Einzug nehmen möge, der Himmel ihm dabei ein Vater, die Erde ihm die Mutter, und dass die heiligen Jahre seines Lebens ohne Not verlaufen mögen. Schreintöchter und Messdienerinnen boten den Göttern einen Tanz, sie sanft zu stimmen. Als zum Ausklang die große Trommel schlug und schrill die Flöte blies, starrte in einem Aufschrei der Prinz dorthin und – sein Atem stand still. Zur Aufregung der Leute, einem teilnahmsvollen »Ja, wie denn das?!« und mehr blieb nicht länger Zeit. Sein frühes Verscheiden war unumstößliche Tatsache.

⁸ Der Hauptschrein Hiyoshi taisha liegt jenseits des Kaiserstadt-nahen Hiei-Bergs auf seiner Biwako-Seeseite. Seine Gottheiten Sannō (山王 Bergkönig; ein Sammelbegriff), ursprünglich aus dem lokalen Berggottglauben hervorgegangen, vereinten mit Gründung des Tendai-Klosters auf dem Berg japanische Götter, die ihrerseits als eine Manifestation von Buddhas und Bodhisattvas galten. Der Sannō-Glaube breitete sich mit Erstarkung der Tendai-Lehre aus, die bei Hof gegen die konkurrierende Shingon-Lehre an Einfluss gewonnen hatte; wohl deswegen lag der Fujiwarasippe an der »Taufe« des mit ihr verwandten Kronprinzen in eben dem Schrein. – Wortspielerisch klingt im Text der Bote des göttlichen »Bergkönigs« an, der Affe.

Yukihira sann nach und sprach dann:

Geduld, Geduld! Das war exakt ein Krampfanfall. Ich weiß eine einzigartige Beschwörungsformel und werde Seine Hoheit wieder ins Leben rufen. Ihr vom Hofgefolge und ihr Leute vom Schrein, entfernt euch für eine Weile, doch geht nicht eher heim, bis ich Weisung gebe!

Darauf zogen die Männer und die Frauen, hoch und niedrig, den Hang hinab. Yukihira winkte seine Gattin und den Bischof zu sich:

Das frühe Hinscheiden des Kronprinzen ist eine Reichsangelegenheit von höchster Bedeutung. An der Bucht Waka lebt Gōjaku, Prinz des vormaligen Kaisers, ein böser Mönch, im Rang des Reichsvikars. Kommt ihm der Tod Seiner Hoheit zu Ohren, wird er, daran ist kein Zweifel, seine Bande versammeln, die Thronfolge in Unordnung zu stürzen. Wir sollten daher, solange niemand Notiz genommen hat, zum Frieden des Landes den verstorbenen Prinzen durch ein Kind ersetzen und verkünden, Seine Hoheit sei wieder zum Leben erwacht. Was haltet Ihr davon?

Seine Gattin blieb stumm vor Tränen der Trennung von dem Prinzen, den sie genährt hatte. Der Bischof aber nickte lebhaft:

Für den Herrscher und seine Regentschaft ist die gute Entscheidung von Gewicht,

und Yukihira erkundete mit ihm Haus und Hof des Orts auf der Suche nach einem Säugling.

Da trat aus den Weiden am Schreintor des Seeufers ein junger Mann des Volks, in den Armen einen Jungen im Milchalter, und blieb hilflos stehen – den beiden Männern ein Geschenk des Himmels:

[Yukihira:] Da, ein Knabe! – Verzeih, überlass uns das Kind! Eine stattliche Dankessumme, so viel du willst, ist dir gewiss. Sie soll dir im Alter ein Leben in Wohlstand sichern!

Doch der Mann darauf, mit verstörtem Blick:

Sagt, ist das hier Japan? – Ich heiße Urashima Tarō und bin von der Küste Mizunoe in der Provinz Tango. Ohne recht zu wollen, geriet ich in den Königspalast der Drachengötter am Meeresgrund, versprach mich

der Meeresprinzessin und weilte bei ihr ein ganzes Jahr. Wir zeugten dieses Kind. In Sehnsucht nach der Heimat trennte ich mich wieder. Sie gab mir zum Abschied dies Schatzkästlein, mit den Worten, es um keinen Preis zu öffnen; sie habe darin für mich achttausend Lebensjahre verschlossen. Auf einer Wolkenwelle ritt ich nach oben und kam dort, bei der Brücke, an Land. Nun sagt, wie komme ich zu meiner Heimat? Sie schwebt mir wie ein Traum vor Augen.

Darauf klatschte Yukihira in die Hände:

Dieser Urashima ist aus der Zeit des Kaisers Yūryaku vor über dreihundertvierzig Jahren! Ein Jahr der Menschenwelt soll im Hōrai-Paradies ein Tag sein. Auch Prinzessin Tamayori, die Mutter unseres ersten erlauchten Kaisers Jinmu, soll Tochter eines Drachengotts gewesen sein. Das Kaisergeschlecht unseres Landes hat in der Mutterlinie eine Drachenfrau. – Dieses Glück! Überlasse uns das Kind! Es wird mit unserer Hilfe der vorbestimmte Kronprinz.

So kam Yukihira zum Schluss. Urashima aber schaute sich um:

Ja, Ihr habt recht. In dem einen Jahr sind hier über dreihundert verstrichen. Die Zeiten haben sich gewandelt, die Menschen sind andere geworden. In meiner Lage habe ich niemanden, an den ich mich wenden kann. Ich hoffe auf Euer Wohlwollen.

Doch hört, das Kind aus dem Leib der Drachenfrau ist ein Balg von sonderlicher Natur, hat sieben Schuppen auf dem Rücken und trinkt nicht von der menschlichen Milchbrust, sondern verzehrt Fischfleisch. Verzeiht!

So gab er zu bedenken, doch Yukihira:

Ach was, bis in späte Zeiten hatte noch Kaiser Ōjin einen langen Steiß mit Schuppen.⁹ Es war der Beginn der Schleppe, die sie bei Hofe hinter sich herziehen. Dafür brauchst du dich gar nicht zu schämen.

⁹ Zum Drachenschwanz Kaiser Ōjins ist – als nicht glaubhaft und wohl eher wegen ihrer Skurrilität – eine Episode überliefert, derzufolge eine Hofdame den mit einer Schleppe verdeckten Drachenschwanz des Kaisers versehentlich in der Tür einklemmte (in: *Jinten ainōsho* 塵添壻囊鈔 (1442), Kap. 7, Nr. 21, S. 259f (digital bei National Diet Library, Japan). Schuppen, Drachenschwanz und andere tier-

Er legte dem Kind die Gewänder des verstorbenen Prinzen an und hüllte den toten Leib des Prinzen ein. – Dann, zu Urashima:

Bestatte den toten Prinzen in aller Stille und suche mich später in meiner Residenz auf, Erste Straße an der Seitengasse Ōmiya.

Mit den Worten nahm er Abschied und kehrte zum Schrein zurück.

Als er seiner Gattin vom Vorgefallenen erzählte, war es für sie eine Freude im Leid. Bischof Henjō aber verkündete laut:

Dank der Beschwörung Seiner Exzellenz Yukihira ist Seine Hoheit der Kronprinz wieder zum Leben erwacht und wird glücklich zurückkehren. – Leute, nehmt das Gefährt auf!

Durch die Berge hallte vom Gefolge ein frohes »Wir kommen« – die Freude über den erblühten Fels, wo süßer Himmelstau auf trockene Gräser gefallen. Die Freude übertraf alles, und dankbar schauten die Leute zur Berggottheit Sannō hoch auf.

Tief in den Buchten Wakas aber hauste in schwarzer Kutte Reichsvikar Gōjaku. Er hatte den Erbprinzenstand unlängst verlassen, stand ihm jedoch aus der Ferne noch nah, unter ärmlichen Fischersleuten der Küste, mit denen er sich angefreundet.¹⁰ Weshalb sollte ich an den Hof eigentlich nicht zurück?, dachte er bei sich und konnte die Kaiserstadt nicht vergessen, derweil er seine Gebete verrichtete.

Da nahte der ältere Bruder der Gemahlin des Kabinettrats Yukihira, Junker von Wuchkraut zu Blumenstädt. Im dritten Hofrang, doch fern der

hafte Merkmale bei den ersten fünfzehn Kaisern erwähnt die heianzeitliche Schrift *Sendai kuji hongi taisei kyō* 先代旧事本記大成経 (Korpus wahrer Aufzeichnungen alter Dinge früher Generationen), Kapitel 17–23, siehe: *Zoku Shintō taikai ronsetsu hen* 続神道大系論説編: *Sendai kuji hongi taisei kyō I und II*. Tōkyō: Shintō taikai hensankai 神道大系編纂会 1999. (Daselbst ist allerdings nicht von einem Drachenschwanz des Kaiser Ōjin die Rede.)

¹⁰ Die Küste von Waka (in der heutigen Wakayama-Präfektur, Westjapan) ist angesprochen und damit vielleicht im Hintergrund eine Nähe Gōjakus zur Shingon-schule in dieser Region (Hauptsitz auf dem Berg Kōyasan); sie stand in Opposition zur oben erwähnten Tendai-Schule (Hauptsitz auf dem Berg Hiei). Im historischen Zwischenfall galt Ostjapan als geplantes Fluchtziel Gōjakus.

Adelskünste, ob hohe Poesie oder Tretball, fern der Wissenschaften und der Schreibkunst, nur dem Kampfsport und dem Glücksspiel ergeben. Ein übler Kerl, unkundig der Schrift und der menschlichen Tugend, daher auch ohne das Aufrücken zu den Erbärmern der Väter, ein einziger Fleck der Schande. Bei sich den von Brustschreck und den von Tausendschwert, alle drei mit Angelruten auf der Schulter, die Fangnetze von Knechten getragen. Gōjaku sah sie kommen:

Nanu, ein seltener Besuch aus der Kaiserstadt! Ungewöhnlich vor allem eure Aufmachung als Fischer. Wieso das?

Der von Wuchkraut verneigte sich:

Ihr seht recht. In der Kaiserstadt ist Seine Hoheit der Kronprinz geboren. Meine Schwester wurde ihm zur Amme gegeben, sie ist mit dem kaiserlichen Kabinettsrat Yukihira verheiratet und war dieses Frühjahr mit ihrem ersten Kind niedergekommen. Der Prinz aber trinkt gar keine Milch von Menschen, zieht frischen Fisch vor und wird von Fischfett groß; drum ist er nicht im Kaiserpalast aufbewahrt, sondern Yukihiras Palais anvertraut und wird dort aufgezogen. Wir erhielten höchste Order, in dieser Provinz die Angel auszuwerfen und die Fangnetze zu spannen, von anderen Buchten der Provinzen will ich erst gar nicht reden. Ist der Prinz einmal auf dem Thron, wird Japan unter übler Herrschaft stehen. Nicht bloß das, schon wie der Mann meiner Schwester, dieser verdammte Yukihira, auf mich herabsieht, auf mich, den Älteren! Der Dünkel schreit zum Himmel. Die Zeit für Euren lang gehegten Plan ist reif!

Auf die Worte hin griff Gōjaku nach der Kutte am Leib, sie von sich zu schleudern, und nahm Schwert und Dolch zur Hand:

Ich bin als Erbprinz des vormaligen Kaisers geboren, doch durch Pläne des Reichsregenten Fujiwara no Fuyutsugu¹¹ zum elenden Kartoffel-

¹¹ Fujiwara no Fuyutsugu 藤原冬嗣 (775–826), einflussreicher Fujiwara-Clanvorstand (der Nordlinie). Durch Versippung seines Clans mit dem Kaiserhaus gelang ihm die entscheidende Schwächung des Erbprinzen Gōjaku bzw. seines Vaters, Kaiser Junna. Seine Söhne waren zwanzig Jahre später an den Strafverfolgungen gegen Gōjaku und sein ›Umfeld‹ beteiligt. Das Amt des Reichsregenten *kanpaku* 関白 wurde Jahrzehnte später, in den 880er Jahren, erstmals eingerichtet.

mönch verdammt. Aber der helle Mond stürzt nicht zur Erde, die weiße Sonne hält ihr Licht. Der Herbst meines Loses, das der Himmel mir bestimmte, ist nah.

Hört, im Meer lebt ein giftiger Fisch mit Namen Hou ju. Sein Geschmack, sagen sie, ist süß wie die Milch der schönen Xi Shi und wird mit den Brüsten einer schönen Frau verglichen. Der Mensch aber nimmt, wie in naturkundlichen Schriften steht, tödlichen Schaden, wenn die Fischleber in den Magen dringt. Blau auf dem Rücken, der Bauch weiß, soll der Fisch schuppenlos und hässlich sein. Wir nennen ihn wohl Kugelfisch. Geben wir ihnen den zu essen, werden sie sich am Geschmack gütlich tun – und wir bringen alle um, den Prinzen mitsamt dem Hause Yukihiro. Mit dem einen Fisch gewinnen wir ein Königreich, als angelten wir mit bloßem Haferkorn einen Karpfen.

Bei den Worten ließ jeder der drei den Angelhaken ins Wasser gleiten, auf Böses sinnend. – Schreck und Grauen aber wird die Vergeltung bringen.

Jähe Wellenstürme wuschen die Küstenriffe. Flossen, Schwertern gleich, peitschten die Flut. Eine Schwanzflosse breitete ihren Fächer von Kupfer aus, und die Gestalt eines Riesenfisches, Hauer im Maul wie geschliffene Klingen, schoss heran, ein rennendes Boot, ein einziger Strich. Er verschluckte in einem Happen die drei Angelhaken und zog sie mit sich hinaus. Die drei, um nicht mitgeschleppt zu werden, gaben Leine, zogen an und schwenkten die Rute bald hier-, bald dahin. Doch reichte alles nicht, der Fisch biss zusammen die drei Angelhaken ab.

[Gōjaku:] Das Vorhaben nahm einen schlechten Anfang. Werft die Netze aus!

»Verstanden«, kam es von den Knechten und von Leuten der Bucht. Sie ließen ein großes Fangnetz ins Wasser. Der von Tausendschwert verstand sich hierauf, nahm das Netzende, den Fisch auf vier Seiten einzuschließen, und unter »Eiya! eyia!« zogen sie das Netz an Land. Der Riesenfisch aber wirbelte im Zorn Wellen auf, dass die See wogte, er spie und sprühte die Leute an und wollte das Netz mit sich auf die hohe See hinausziehen.

Der von Tausendschwert ging hinab zu den Klippen, stand schon tief im Wasser und wies seine Leute an: »Zieht den Fisch an Land!«. Doch der war in Wut geraten, dass er hätte Felsen zertrümmern können, und selbst ein

von Tausendschwert verlor Halt unter den Füßen und trieb in den Wellen. Einige zehn Fischer an den Netztauen fanden bald Boden unter den Füßen, dann schwemmten Wogen sie wieder hinaus. »Rettungsboote herbei, Rettungsboote!«, so erschollen ihre Stimmen noch in der Brandung weit und breit –.

Weit und breit aber in der Kaiserstadt waren in aller Munde Seine Exzellenz Ariwara no Yukihira und die Gemahlin. Kaum zu fassen: er ein Adonis, Freund der Künste und der Sinnesfreuden, sie ein Tautropf von Liebreiz, und die Beziehung beider unbescholten gut! Die es hörten, neideten es und magerten vor Eifersucht ab, ja, wegen der Holden soll in der Stadt keine dicke Frau mehr gesehen worden sein.

Der Hofmeister ihrer Residenz, Herr von Muster, trat an Yukihira heran:

Seine Hoheit der Prinz in Eurer Obhut ist der Milch Eurer Gemahlin abhold. Wir ziehen ihn, erst wenige Monate alt, nach seinem Geschmack mit Fisch heran. Falls es dazu kommt, dass der Hof nach einem Verantwortlichen der Angelegenheit fragt, würdet Ihr wohl allein zur Rechenschaft gezogen werden. Je nach der Natur des Menschen kann nun die Milch einer Mutter sich nicht eignen. Wir sollten daher, denke ich, die Mutterbrust so lange wechseln, bis Seine Hoheit wieder trinkt. Ich rief zahlreiche Kandidatinnen, die Milch geben, für den Dienst herbei. Exzellenz soll sie sich anschauen und eine von ihnen einstellen.

Yukihira erwiderte:

Ihr habt ganz recht, doch Frauen gehen ihre eigenen Wege. Daher will ich zusammen mit meiner Gattin zusehen, um mit ihr die Entscheidung zu treffen. – Heh, ruft sie herbei!

Und er schickte nach ihrem hinteren Gemach. Die Herrin und Herrin über Reize und Gefühl hatte in der Sorge um den Kleinen auf ihr Haar nicht länger Acht gegeben, doch besaß sie gerade darum weitaus holdere Reize als jene, die auf sich zu achten pflegen. Sie sah zauberhaft aus. Wie das Paar in einem Versteck zusammenrückte und von dort aus unter Flüstern zusah, es war, als erblicktest du schönsten Rotlaub im Herbst und Blüten des Frühlings in eins zusammen.

Der Hofmeister trat vor:

Die hochrangige Stelle der Hofamme für ein Kind von Geblüt muss mitunter eine bloße Ersatzmutter einnehmen. Ob hoch oder niedrig, tut hierbei nichts zur Sache. Bewerberinnen sollen vorsprechen und dabei näher und ohne Trug über Herkunft und Werdegang sprechen.

Der Hofmeister selber bewertete die Aussagen nach Punkten, die er in ein Registerheft eintrug.

Antritt der Ammen – Nach modischer Liedart

[Die erste Ammenanwärterin:] Wer Dienste verrichtet, darf keine Schwäche zeigen. Ich bin aus Narazaka, mein Mann steht in Diensten des Großschreins Kasuga. Er verrichtet für ihn von morgens bis abends Schwerarbeit, ist für Opferspenden in einer Spieltruppe zu fünft. Nach ihren Schaustellungen mit Gesang kehrt sie zurück.¹² Daheim ist nichts zum Leben, wir schlagen uns kümmerlich durch. Doch fragen Mann und Frau nicht nach Vernunft, wenn sie zusammenfinden. Es ist das dritte Kind, doch die Milch fließt noch immer wie der Strahl des Wasserfalls. Möge die Bande zu Eurem Hause über lange Zeit währen!

So sprach sie und lächelte freundlich dazu.

[Hofmeister:] Sie sieht wirklich gut aus, doch ein Mutterleib von bis zu drei Kindern! Das ist, hart gesprochen, ein Nest zu vieler Kinder, und die Milch wird dünn fließen.

Im Amtsheft trug er keinen Pluspunkt ein.

[Zweite Ammenanwärterin:] Ich meinerseits bin ein Witwenvogel. Mein Mann, der Bogenschütze Vogelbeer, war hauptverantwortlich für Pferdesattlung bei seinem Herrn, lebte in Geschäften für ihn in der Kaiserstadt und blühte auf im Rotlicht der Mädchenblüten, bis er sich im

¹² Narazaka 奈良坂 (bzw. Kitayama) bezeichnete in Nara ein traditionelles Siedlungsgebiet sozial schwacher bzw. diskriminierter Gruppen. Die hier angesprochene Gauklertruppe, offensichtlich eine Wanderbühne, fand im Rahmen des Großschreins ein Auskommen.

Gold für seine Goldmädchen vergriff. Ich selber trug danach Trauer, blühte in Schwarz und hüte nicht zum ersten Mal ein Kind. Ich suche eine Ammenanstellung, verberge meinen Namen, doch bergen meine Brüste Milch, dass beide es mit ganzen zwölf Zitzen aufnehmen, eins weniger als Saiten auf der Koto, doch dem dreisaitigen Shamisen mit acht Zitzenmalen auf seinem Katzenfell, dem unterlieg ich allemal nicht.¹³

Der Hofmeister, darauf:

Holla, da spielt uns eine Samuraigattin auf und singt ihre Weise, Töne von Wind und alter Kiefer auf Bergeshöh – was sag ich, Kiefernmaul, Schwatzmaul, dieses! Verdächtig auch der Wortschwall, mit dem sie sich im vertrauten Ton anbietern will.

So trug er auch für sie keinen Punkt ein.

Auf die Worte: »Führ die Nächste vor!«, tönte es schon lieblich und schön wie ein naturbelassener Rubin: »Ich komme schon!« Auch im Auftreten eine Mutter, noch jung an Jahren:

[Dritte Ammenanwärterin:] Ich versah seit Kindesjahren bei einer gewissen Adelsdame Dienst im Palais, das Bettzeug täglich zu richten und wegzuräumen. Der Herr des Hauses begann, mir nachzusteigen. Als sich das wiederholte und nicht länger zu verheimlichen war, wurde die gnädige Frau eifersüchtig. Ich hatte Abschied zu nehmen, kam als Geliebte in die vergitterte Stadt-Dependance des Herrn. Ich gab mich im vergangenen Lenz dem Manne hin. Der Kleine, der zur Welt kam, war schön wie die Kirschblüte, doch leidergotts dem Vater wie aus dem Gesicht geschnitten, so dass er ihn zur Adoption weggab. Seither sind meine Brüste prall, auch wenn ich sie morgens und abends leere. Die Milch quillt und fließt über, dass mein Kragen ständig nass ist. O, wie ich mich schäme!

¹³ Die Anwärterin, die als Samuraiwitwe auf sich hält, scheint den Vergleich ihres Milchreichtums mit Tieren, Hündin (?) und Katze, durch einen Vergleich mit der Größenordnung von Musikinstrumenten verdecken zu wollen: sie stehe gewissermaßen zwischen Koto und Shamisen – eine groteske Stelle, wie sie bei Chikamatsu öfters anzufinden ist.

Bei den Worten schlug sie die Ärmel über den Kragen.

Der Ärmel, so schien es, war zur Mädchenreife erst kürzlich gerafft, in den Hüften weich gerundet, die Haut von wundervollem weißen Teint und im Antlitz ein strahlender Glanz. Yukihiras Blick glitt darüber hinweg, hing Gedanken nach, dass die Nacht an ihrer Brust nicht einem Kind, sondern doch eigentlich dem Vater eines Kindes zustehe, und entschied:

Das Alter zur Einstellung ist gut, auch die Milchbrust ist jung. Als Amme für den Kronprinzen hat sie die höchsten Punkte.

Die Gattin widersprach:

Die Amme da sich halten, in die Arme nehmen und mit ihr schlafen, dass sie ein Ammenkind in die Welt setzt. Ach, Ihr mit Euren schlechten Angewohnheiten!

Dabei kniff sie ihm in den Schenkel. Yukihira kniff im Scherz zurück und kitzelte sie:

Nichts als Ängste, um die Ihr Euch dreht. Dreht Euch nur so weiter, Ihr Hofkutschenschrad! Bei Hofe sind die Leute in Eifersuchtsgeschichten allerdings nachsichtig.

[Vierte Ammenanwärterin:] Ich war als stilles Gspusi gegen monatliche Abrechnung in der Stadt ausgehalten, brachte dem Topflappenjunker¹⁴ ein Kind zur Welt, doch war dann, als nach der Geburt alles glatt verlief, unnütz geworden, ein Wrack und Treibgut, dessen sich niemand annimmt.

So kamen auch Frauen zu Wort, die wenig Vertrauen erweckten.

[Der Hofmeister zur fünften Anwärterin:] Du könntest vom Land, ebenso gut von der Stadt sein, und auch der Adel brauchte sich deiner nicht zu schämen. Woher bist du eigentlich?

¹⁴ Freie Wiedergabe von *nabetori kuge* 鍋取公家, rangniederen Offiziersadel, so benannt nach seiner Mütze, deren Seitenteile dem Küchengebrauchsgegenstand ähnelten. Auch in abschätziger Konnotation für niederen Adel ohne Geld.

Auf die Frage kam zunächst nur eine unklare Antwort, dann jedoch:

Ich bin Fischerstochter irgendwo aus Suma und heiße Matsukaze. Ich wurde mit einem Mann aus der Kaiserstadt näher vertraut und empfang unter heiligsten Schwren von ihm. Um das Kind, das kam, kümmerte ich mich nicht länger. Wenn er mein Warten in den Kiefern raunen höre, so hatte mir der Mann geschworen, käme er zurück.¹⁵ Doch auch das hat sich als Betrug herausgestellt. Dies eine Gefühl ist es, das ich dem widerlichen Kerl ins Gesicht sagen will. Gleich, ob ich Wassermagd bin und meine Tage Seite an Seite mit Töpfen und Kesseln zubringe. Sonst habe ich keine Wünsche.

Bei den Worten peilte sie tief unter ihren Wimpern die Runde, als sei da der Mann. Yukihira dröhnte jäh die Brust, Rte überzog das Gesicht, und er musterte, Schweißtropfen auf der Haut, mit großen Augen rings die Gesichter, ob nicht einer etwas gemerkt habe.

Für die Gemahlin aber war die Amme ein Glück und auch für den jungen Prinzen, der gern Seetiere speiste: Die klippenvertraute Kstentochter und Muscheltaucherin bot ein Rettungsseil, bot Verlass. Ohne näher den Jahresalmanach zu befragen, wurde der heutige Tag gut geheißen, da er auf zwei gute Konstellationen falle und damit als höchster Glckstag des Jahres gelte. Matsukaze wurde umgehend in Dienst genommen. Wirklich, in der Liebe wie im Dienst führt eins zum anderen. Und von der Herrin geleitet, kam sie zu den Kammerfrauen der Residenz.

¹⁵ Matsukaze zitiert Teile eines Gedichts des Ariwara no Yukihira, das seit dem 9. Jahrhundert als Kleinod japanischer Poesie weitergereicht wurde und im Nstck *Matsukaze*, auch im vorliegenden Stück im dritten Akt, eine zentrale Stelle einnimmt. Seine Erwähnung unmittelbar nach dem Hinweis auf die Geburt lässt vielleicht anklingen, dass Matsukaze ihres geliebten Yukihiras besonders in den Tagen der Niederkunft geharrt hatte. Das Gedicht, von Yukihira eigentlich zu einem anderen Anlass gedichtet, lautet in der Fassung von Jürgen Berndt: »So lebt denn wohl / muß an das ferne Inaba / doch wenn am Berg es / in den Kiefern rauscht: Wir warten sehr/ kehr ich zugleich zu dir zurück.« Berndt, Jürgen: *Als wär's des Mondes letztes Licht am Morgen. Hundert Gedichte von hundert Dichtern aus Japan*, Frankfurt am Main: Insel Verlag, 1987, S. 50f. – Die Gedichtpointe liegt im Synonym *matsu* für »warten« und »Kiefer« und im Synonym *inaba* für den Ortsnamen und für »fortgehen«.

Im Grunde war die Anstellung für Matsukaze nur ein Vorwand gewesen, Yukihiro zu treffen. So versteht sich, dass sie der Fürsorge, Seine Hoheit in Armen zu wiegen, nichts abgewann. Sie sann nach:

Soll ich mich still davonschleichen zu dem grässlichen Kerl, der tat, als kenne er mich nicht? Ihn beschämen und ihm die Andenken aufdecken, die er mir zurückließ, Adelsmütze und Rock? – Nein, nein, solange ich die Dinge für mich behalte, ist Verlass auf ihn. Wenn ich alles heraussagte, ihm beikäme, aufbrausend wie Wildgänse auf Herbstfeldern¹⁶, und eine Szene machte, unterlög ich, auch wenn ich gewänne, letztlich doch dem Mann, der zu meinem Pech eine Herrin hat.

Ihre Brust am schönen Quell zu kühlen, lehnte sie sich im Garten über den Brunnen und zog am Laufrad den Wassereimer hoch. Da schimmerte im Wasser des Eimers, niemand sonst sichtbar, die Gestalt einer schönen Frau auf, die auf Seide mit Lazuli- und Kristallmustern trat. Matsukaze erschrak und schlug die Ärmel übers Gesicht.

Die Frau redete mit weicher sehnsuchtsvoller Stimme:

Fürchte dich nicht, Matsukaze! Ich bin die gute Drachenkönigin, die Prinzessin vom Drachenpalast.¹⁷ Urashima, von dem die alten Geschichten erzählen, und ich zeugten ein allerliebstes Kind, das Yukihiro zum Kronprinzen Japans bestimmte. Doch üble Kerle, die Yukihiro das Anliegen neiden, wollten es mit einem giftigen Fisch umbringen und ließen Angelhaken ins Meer. Aber auch am Meeresgrund ist Liebe zwischen Mann und Frau, aus der wir die Liebe zwischen Eltern und Kind erfahren. Um das Kind zu retten, nahm ich die Gestalt eines Riesenfi-

¹⁶ Ein für Chikamatsu charakteristischer Wortspäß: Die Zeile assoziiert zunächst ein bekanntes Gedicht, eher der Stille: vom Tau, der in den Herbstfeldern auf einen Menschen unter seinem provisorischen Strohdach fällt. (*Gosen wakashū* 後選和歌集, Nr. 302). Die Zeile wird dann im Handumdrehen zu einem Spektakel gewendet, indem das Synonym »kari« für »provisorisch« und »Wildgans« in letzterer Assoziation onomatopoetisch zu »karikari batto«, »flügel Schlagendes Aufbrausen (einer Wildgansschar)« erweitert wird.

¹⁷ Zennyō ryūō otōhime 善女竜王乙姫, eine in Japan seit dem 9. Jahrhundert bekannte regenspendende Drachengottheit in der Tradition des esotorischen Buddhismus, nach einer Tradition die Tochter eines der großen acht Drachengötter.

sches an und biss die drei Angelhaken von der Rute. Doch nun stecken sie mir im Hals und sperren den Atem. Die Sehnsucht nach dem Kinde quält mich, am Leibe sträuben sich mir abertausend Schuppen, und das Blut, das ich aus dem Munde speie, färbt das Meer dunkelrot bis zu tausend Faden Tiefe. Mein Leben kann heute Abend enden. Bis dahin will ich mein Kind sehen und konnte bis hierher gelangen. Doch wie entsetzlich, Bischof Henjō ließ als Bann gegen Schlangengefier Amulette aufhängen und der Kaiser zum Schutz des Prinzen das Juwelenschwert an seinem Kissen niederlegen. Daher kann sich zu meinem Unglück dem Kind kein Drachenwesen nähern. Leiht mir Eure Gestalt, dass mein Geist in Euch schlüpfe! Schenkt meiner letzten Stunde ein Erbarmen und lasst mich mein Kind sehen!

So schluchzte sie auf, weinte in allen Tönen, die nicht von dieser Welt schienen.

Matsukaze empfand tiefes Mitgefühl für die andere, doch in ihrer Bestürzung entfuhr ihr:

Eure Bitte ist ohnegleichen, ich kann sie nicht ablehnen, doch liegt mir auch etwas am Herzen.

Als der Herr Yukihiro in früheren Jahren – er war damals Gouverneur im Land Harima – sich an der Sumabucht zum Zeitvertreib mit Bootsfahrten vergnügte, brachte er mir dort auf der Binsenmatte Gefühle der Zuneigung entgegen. Zum Zeichen unseres dreijährigen Zusammenseins ließ er mir Adelsmütze und Rock zurück. Danach immer wieder beschwörende Briefe aus Kyōto, er werde mich abholen lassen. Schwüre, die sich alle als Betrug herausstellten. Solange ich das nicht richtigstelle, kann ich mich im Innern von nichts ablenken lassen. Verzeiht mir!

Als sie fortrennen wollte, war es ihr, als verwickelten sich die Füße.

[Meeresprinzessin:] Hört mich an! Auch ich bin in Not, meine Tage sind gezählt. Nur eine kurze Weile, bitte! Ich leihe mir Euren Leib –.

Im Abendlicht wogten Wasserwirbel aus der Tiefe des Brunnens auf, ihnen entsprang eine kleine Schlange und schlüpfte unter den Rock Matsukazes. Im Augenblick war Matsukaze an allen Gliedern taub. Ihr

wurde schwarz vor Augen, der Leib bog sich jäh zurück, und sie verlor die Besinnung. Der Geist der Meeresprinzessin aber, der dafür Einzug gehalten hatte, rief nur:

Ah, wie schön! Ich kann mein Kind sehen!

Und er stieg in Matsukazes Gestalt, dass es einen Wunder nahm, am Türflügel hoch, glitt dann, dem Querholz der Tür entlang, zischelnd über den dröhnenden Längsbalken im Seitenflügel, der zum Nebengemach führte. Die Papiertür eintretend stürzte die Meeresprinzessin in das Gemach. Und wirklich, ein Zeichen der Bande zwischen Mutter und Kind war es, dass der Kleine, der von keiner fremden Brust getrunken hatte, in einem Schrei die Augen auftrat und die Arme ausstreckte. Sie nahm ihn zu sich hoch und legte ihn unter fließenden Tränen an die Brust.

Bei den Stimmen rannte die Herrin aus ihrem Gemach, zu sehen, was dort sei, und lauschte hinter dem Stellschirm. Doch wusste sie nichts von Güte und Liebe, der himmlischen Macht, die zu uns Menschen herniedersteigt. Das Band war gerissen, sie war zu bejammern.

Die Meeresprinzessin aber konnte ihren gestauten Jammer nicht länger an sich halten:

Wirklich, du hast deine Mutter nicht vergessen, hast mich umarmt, mein Liebes, o, du mein allerliebstes Kind! In der letzten Zeit hattest du nicht die Brust deiner Mutter. Dein Vater hatte dich, fahrig, wie Männer sind, in fremde Hände gegeben. Daher dein eingefallenes Gesicht, du bist abgemagert – bist gar nicht mehr, der du warst. Du wirst Tränen vergossen haben über deine herzlose Mutter, dass das Band zu ihr gerissen war. Doch meine Gedanken gingen Tag und Nacht zu dir. Hätte ich mich aber in meiner elenden Gestalt gezeigt, wäre das für deinen Vater eine Schmach gewesen, und du hättest dich geschämt. Daher verbarg ich tief im Herzen meine Sehnsucht. Wie groß die Qual war! Die gefährlichen Wirbel an der Narutoküste sind nichts gegen das Meer der Blicke des Menschen, gegen sein böses Nachreden ist nur schweres Ankommen. Selbst wenn du Ozeane ausschöpfst, Menschenherzen sind nicht auszuschöpfen. Merke dir das in deinem kleinen Herzen und sei bei den Menschen immer auf der Hut! Ist nur die Mutter bei dir, bist du außer Gefahr. Doch es

gab böse Menschen der Scheelsucht, Haken stecken mir im Hals, und ich weiß nicht, ob ich morgen noch lebe. Die Zeit, dich zu sehen und mit dir zu sprechen, ist kurz. Komm, lege deine Hand unter mein Kleid auf die Haut deiner Mutter! Nimm sie in die Arme und drücke sie fest!

Als sie ihn da zu sich nahm, hatte er begriffen, biss sich fest an ihrer Brust. Sie umarmten sich, weinten laut aus Leibeskräften, unbekümmert, ob sie jemand höre. Tränen über Tränen – für die Perlen aus den Augen reichte keine Schnur.

Die Herrin des Hauses war hellhörig geworden, meinte für sich:

Nanu, seltsam! Das Frauenzimmer ist gerade eingestellt und dies Gemjammer von Mutter und Kind?! Dazu hängt der Kleine an ihr, der nicht mal von meiner Brust trank, die ihm doch vertraut war, – versteh ich nicht.

Sie stieß den Stellschirm beiseite, trat vor:

Schäm dich, es ist herausgekommen,

und stieß das Kind beiseite. Im gleichen Augenblick reckte Matsukaze sich steil auf, wand sich in Qualen. Dem Leib entwich die kleine Schlange, die Meeresprinzessin war verschwunden. Als sei ein Geist gewichen, der Matsukaze besessen, fiel sie vornüber und in Schlaf, wie jemand, der von Sake trunken niederging.

Wie verständlich, dass die Falte der Eifersucht auf die Stirn der Herrin trat. Sie fuhr die andere an, den Blick starr auf sie gerichtet:

Heh, stell dich nicht blöd! Tu nicht, als schiefest du! Das Kind ist in Wirklichkeit von Yukihiro und dir!! O, wie kalt mein Gemahl sein kann! Vorgeben, der Kleine sei von der Meeresprinzessin und Urashima, und damit das Kind seines Gspusis in die Residenz einschleusen, zu guter Letzt noch das Mutterstück unter dem Namen der Amme ins Haus rufen! Will der mich verletzen?! Ich bin auch Tochter von Geblüt! Das Kind mag noch so süß sein – dass ich das, von einer niederen Fischers-tochter in die Welt gesetzt, als »Seine Hoheit«, als »Euer Durchlaucht« in meinen Armen anbetete, o nein, o nein!

Hoch oder Niedrig – das ist beim Mann so Brauch. Will er über die Schwelle und wird auch nach Voranmeldung nicht zugelassen, treibt er's draußen mit einer fremden Frau. Pflückt sie euch, wenn ihr sie pflücken wollt! Wir sind das fallende Rotlaub der Berge, das der Hirsch niedertritt.¹⁸

Üble Göre, Viehstück du, sagst, dir stecke eine Nadel im Hals. Meinst du mich damit? Ganz gleich, ob Nadel oder Nagel! Wenn eine Nadel, dann soll sie dir wie der giftige Vipernzahn tief ins Eingeweide fahren. Wenn ein Nagel, dann treib ich ihn dir mit wuchtigem Schlag in den heiligen Baum am Schrein, dir und dem Mann zum tödlichen Fluch. Mein Zorn gegen dich und auch den Mann ist groß!

Das Auge umwölkte sich, finsterer als im Morgengrauen der Mond bei seiner Finsternis. Das sonst so zauberhafte Haargeflecht hing lose herab, die zornbebende Lippe kicherte, die aufblitzende Zunge wie ein rotes Tuch, das ihr im Mund steckte:

Also, Weib, steh Antwort! Den Mann verhexen und dann sich schlafend stellen! Nicht anzusehen, einfach widerlich, unausstehlich. Mir läuft die Galle über.

Sie zerriss mit Zähnen den eigenen Ärmel, zerbiss seine Schlaufen und sprach dann noch, Irrsinn im Antlitz:

Ich muss dich jetzt umbringen.

Dabei rannte sie mit offener Dolchspitze auf die andere los. Die Kammerfrauen wollten sie zurückhalten: »Haltet ein, das schickt sich nicht.« Sie aber fuchtelte mit der Klinge, machte sich frei und neigte sich schon über die andere, als rings von allen Seiten tausende kleiner Schlangen Kopf an Kopf Matsukaze und das Kind einschlossen, den Blick unverwandt auf die Herrin gerichtet, sich den beiden ja nicht zu nähern. Da schreckte auch die Herrin zurück:

¹⁸ Die Worte assoziieren ein bekanntes Gedicht: »Tief in den Bergen/streift durch glühendes Rotlaub/röhrend der Hirsch/Sein sehnsuchtsvolles Rufen/ stimmt traurig mich im Herbst.« Enthalten im Kartenspiel *Hyakunin isshu* 百人一首, Gedicht Nr. 5, dem Sarumaru tayū 猿丸大夫 zugeschrieben. S. Jürgen Berndt a. a. O. S. 28.

Grässliches Weib, du! Gerade ich, der du mir den Mann nahmst, sollte Schlange sein, Riesenschlange! Und da trifft umgekehrt mich dein Groll?! Das kommt dich teuer zu stehen!

Sie wollte sich schon auf die andere stürzen, als die Schlangen sie wie auf einen Schlag umzingelten, sich in den Saum der Schleppe verbissen, verwickelten und sie hierhin, dorthin scheuchten. Sie aber, ahnungslos, dass hier die Drachenfrau am Werk war, rannte wild umher, unter Schreien auf das Getier deutend:

Entsetzlich – doch diesmal war's mein Pech! Im Hass und in der Zuneigung steht hier Rivalin gegen Rivalin. Ein Kampf um Liebe zwischen mir und dir. Doch gleich, ob ich mich für heute geschlagen gebe, Exzellenz Yukihiro bleibt der mir bestimmte Gatte! Ihn dir falschem Weibe abtreten – nein, niemals, auch im kommenden Leben nicht!

So sprach sie noch und jagte die Schlangen fort, die jedoch gleich wieder näherdrängten. Trieb sie die Tiere auf die eine Seite, fanden sie sich auf der anderen wieder. Scheuchte sie sie nach hinten, glitten sie vor. Ein Gewimmel und Geschlinge um sie, als hafteten Tausende und Abertausende von Schnüren an ihrer Schleppe wie an einem Schnurvorhang. Schrecklich, wie die Tiere sie da aus dem Tore jagten.

[In Sagano]

Zu der Zeit hatte Bischof Henjō eine Offenbarung von der Schutzgottheit Myōō: Exzellenz Yukihiro sei in Sorge um den Kronprinzen. Der Bischof raffte augenblicks an Ärmelschlaufe und Fußsaum sein scharlachrotes Ornat hoch, holte das Pferd von der Weide und nahm, sonst die geistliche Lehre im Kopf und die Poesiekunst mit ihren *einunddreißig* Silben, diesmal sein *drei-Fuß-ein-Zoll* langes Schwert zur Hand. Über das frische Grün der Felder Saganos hinwegjagend, wollte das Ross lieber grasen, doch gab er Peitsche und preschte durch hohes Schilf heran. Eine Kammerfrau von ganzen neunzehn Jahren griff ihm in die Zügel:

Heh da, Ihr! Ihr seid wohl Mönch. Ich habe eine Bitte. Ich lass Euch nicht weiterziehen.

Der Bischof schenkte ihr Gehör: